

# Berliner Volks-Tribüne.

## Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 837 b des 16. Nachtrages zur Zeitungspreisliste.)

Redaktion und Expedition:  
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteure:  
„Mercur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 20.

Sonnabend, den 17. Dezember 1887.

I. Jahrgang.

### Inhalt:

**Der Anarchismus in Frankreich. — Die Innungsbestrebungen. — Die Lage des Industrie-Proletariats in Elsass-Lothringen. (Aus Sabor's Reichstagsrede.) — Aus dem Reichstage.**

**Eine masurische Dorfgeschichte. — Friedrich Engels von N. Kautsky. I. — Der Schutz der Frauen und erwachsenen Arbeiter in den industriellen Staaten. — Arbeiterverhältnisse in Schlesien. — Die Offenbacher Frauenkrankenkasse.**

**Verchiedenes. — Vereine und Versammlungen.**

### Proletarische Fekten in Frankreich.

II.

#### Der Anarchismus in Frankreich.

Das französische wie auch das deutsche journalistisch-politische Landstreichthum bedient sich im Kampfe gegen den Sozialismus gern des Manövers, Anarchisten und Sozialisten in ein und denselben Topf zu werfen, und die letzteren für alle Absurditäten der ersteren verantwortlich zu machen. Ganz besonders aber sind es die Pariser, mit preussischen Reptilengeldern gespeisten Korrespondenten der „freiwillig“ gouvernementalen deutschen Zeitungen, welche mit ebenso viel Behagen als Beharren den Wechselbalg des Anarchismus an Stelle des Sozialismus unterstücken. In ihren meist von Anfang bis Ende erlogenen Berichten wird geistlich nach irgend einer anarchischen Ungeheuerlichkeit von den „Anarchisten“ Lafargue, Allemane, Chabert, Deville u. gesprochen, und von dem Einvernehmen und der gemeinsamen Aktion, welche zwischen ihnen und den in Paris lebenden deutschen Sozialisten besteht. Der niederträchtige Zweck dieser Verquickung liegt auf der Hand. — Die französischen Anarchisten haben jedoch mit den französischen Sozialisten nicht mehr gemeinsam, als die deutsche Sozialdemokratie mit Most und seinem Anhang.

Die französischen Anarchisten, die gelegentlich viel Lärm machen, der durch die polizeiliche Reklametrompete noch bedeutend verstärkt wird, sind als Partei durchaus bedeutungslos und von einer Schwäche, die sie ganz aktionsunfähig macht. Sie stöhnen nicht einmal dem ängstlichsten französischen Spießbürgergemüth Furcht ein, sondern fordern nur den Spott heraus.

Die Vaterchaft des Anarchismus fällt nicht, wie sich seine französischen Parteigänger vorstellen, Bakunin zu, sondern Proudhon, in dessen kleinbürgerlich-individualistischen Doktrinen, verbrämt mit revolutionären Phrasenschwall, die Keime des anarchischen Systems zu suchen sind. Bakunin hat dieselben nur mit der den Russen charakteristischen Neigung, aus gegebenen Voraussetzungen die letzten Konsequenzen zu ziehen, weiter entwickelt und zur Lösung eines kleinen Häufleins gemacht, das in der Schweiz sein Heerlager aufschlug. Von da aus wurde der Anarchismus auch nach Frankreich zurück importiert, wo er in Lyon und Umgegend die ersten aufrichtigen Anhänger fand. In Paris konnten seine Apostel nur wenig Profelyten gewinnen, bis heutigen Tages haben die anarchischen Lehren in der Masse keine Wurzeln schlagen können und werden nur von einer Handvoll Leute vertreten. Das dies trotz der individualistischen Neigung der Franzosen, zeigt nur, wie stark sich die Zeitströmung auf das sozialistische Gesellschaftsziel zu bewegt.

Die französischen Anarchisten sind im Allgemeinen noch weit verworrener und phrasenhafter als ihre Brüder anderer Nationalitäten. Jeder Anarchist stellt seine eigene Theorie auf, giebt seine persönliche Erfahrung darüber ab, was er unter Anarchie versteht. Aber das allen anarchi-

stischen Farbenspielen Gemeinsame ist auch hier der auf die Spitze getriebene Individualismus. Das Individuum ist autonom (selbstherrlich), nur von sich selbst abhängig, durch keine Gesetzgebung oder Regelung beschränkt. Die individuelle Freiheit ist bis zur schrankenlosen Willkür gesteigert, die auch das Recht hat, zum Schaden der Gesellschaft zum Durchbruch zu kommen. Gründung und Auflösung der „freien“ Assoziationen sind dem Belieben des Einzelnen anheimgegeben. Wenn sich die Anarchisten als Kommunisten erklären, so thun sie dies im Widerspruch mit ihrem Hauptdogma, denn der moderne Kommunismus schließt die individuelle Willkür aus. Der Kommunismus hat zu seiner Voraussetzung eine technisch auf's Höchste vervollkommnete Produktion, welche genaue Regelung und Zusammenfassung der verschiedenen Arbeiten erfordert, und eine solche Regelung, folglich auch die moderne Produktion, ist mit der freien Assoziation der anarchischen Gesellschaft unverträglich. Diesen Punkt betreffend, verwickeln sich die Anarchisten stets in Widersprüche und werden von den Thatsachen ad absurdum geführt. Elisée Réclus, der Theoretiker der französischen Anarchisten, sagte z. B. bezüglich einer Druckerei in der anarchischen Gesellschaft, daß jedem Individuum seine eigene tragbare Presse zur Verfügung stehe. (!) Ein solches Individuum ist in seiner Arbeit natürlich ganz unabhängig, auf keine „Mitarbeiter“ und darum keine gemeinsame „Ordnung“ angewiesen — aber die meisten Fortschritte der modernen Technik sind durch dieses individuelle Arbeiten illusorisch gemacht.

Neben diesem Lieblingsstedenpferd von der unbeschränkten Freiheit und der „freien, keiner Autorität unterworfenen Vereinigung“, wurde im vorigen Jahre in anarchischen Kreisen die Theorie vom Diebstahl ungemein breitergetrennt. Anlaß dazu gab die Affäre Duval, eine Art Messallinger-Affäre, und es wurde der Diebstahl als Kampfmittel zur Expropriation der Expropriateure empfohlen! Duval, welcher vorgeblich zu Parteizwecken gehandelt haben sollte, wurde förmlich heilig gesprochen, und die Auslassungen, welche seine Gesinnungsgenossen an seine That knüpften, sowie die sich mit der Frage beschäftigenden Artikel der französischen Sozialisten sind für die Charakteristik beider Parteien ungemein bezeichnend, sie legen die breite, unüberbrückbare Kluft dar, welche sie von einander scheidet.

Réclus, welcher in einem Privatgespräche die neue anarchische Theorie entschieden vertrat, antwortete auf die Frage, warum er als Anarchist denn nicht die Lehre praktisch ausführe, oder ob es ihm gefalle, wenn dieselbe an ihm geübt werde: daß er sich weder zu dem einen entschließen, noch von dem andern entzückt sein könnte, weil er „in Bourgeoisvorurtheilen erzogen“ wäre. Ich führe die beiden Aeußerungen des großen Gelehrten abschließend an, da sie für die anarchischen Verwirrungen und Widersprüche bezeichnend sind. Elisée Réclus ist nämlich neben Krapotkin der Prophet des französischen Anarchismus, einer seiner Heiligen, denn die Anarchisten wollen zwar in der Theorie nichts von dem „Kultus“ großer Männer wissen, aber in der Praxis sind sie dafür ihren „têtes fortes“ (starken Köpfen) weit devoter und fanatischer unterthan als irgend ein rechtgläubiger Katholik dem Papst. Die naiveste Verkenning der thatsächlichen Verhältnisse, eine durchaus kleinbürgerliche Sentimentalität und ein raffinierter, sich in Nebeln verlierender Idealismus treten in den anarchischen Schriften und Aufsätzen beider Männer zu Tage, deren Gelehrsamkeit und Intelligenz in ihren wissenschaftlichen geographischen Werken, welche die Anarchisten gern auch für ihre Theorien als beweiskräftig heranziehen, nur zeigen, daß Jemand ein guter Mensch, aber ein schlechter Rusikant sein kann.

Der bedeutendste Anarchist nach den Genannten war Emile Gautier, ein höchst talentvoller, aber ehrgeiziger junger Mann, Mitglied des studentischen Klubs, mit dem Guesde nach seiner Rückkehr aus der Schweiz in Verbindung trat. Aus Eiferjucht gegen den wachsenden Einfluß des kollektivistischen Agitators trennte sich Gautier von der

Gruppe, bekämpfte und beschimpfte Guesde und gründete im Quartier latin (dem klassischen Studentenviertel von Paris) eine anarchische Gruppe, in die er seine ganze Thätigkeit verlegte. Neben ihm zeichnete sich noch Arsène Cris aus, welcher gegenwärtig ein überzeugter Kollektivist geworden ist. Nachdem Gautier eine ihm in dem Prozeß Krapotkin wegen Zugehörigkeit zu einer internationalen Vereinigung zudiktirte Haft von einem Jahre abgehüft hatte, ist er in das opportunistische Heerlager übergegangen. Ueberhaupt ist es eine sich bei den französischen Anarchisten ungemein oft wiederholende Thatsache, daß ihre wüthendsten und heftigsten Schreier plötzlich mit fliegenden Fahnen in die Reihen der Reaktion treten — was mindestens für ihre politische Unklarheit spricht.

Von anderen anarchischen Rednern und Agitatoren, die sich gelegentlich hervorthun, seien noch erwähnt Digcon, Leboucher, Emmercy-Dufong, Tortelier, Duprat. Von großem Nutzen für die anarchische Partei war lange die Bundesgenossenschaft Louise Michel's. Die Anarchisten bemächtigten sich ihrer, schoben sie in ihren Versammlungen als Kellame vor, ließen sie in ihren Zeitungen schreiben und deuteten sie moralisch wie praktisch im höchsten Grade aus. Louise Michel, die eigentlich keiner Partei angehört, ging mit den Sozialisten Hand in Hand, da es ihr bei ihrer eigenen Unklarheit erschien, daß bei dieser Partei „das Gute“, das Bessere zu finden sei, daß Leute, die keine Führer anerkennen wollen, auch keinen Ehrgeiz haben, daß sie, die sich gegen jede Autorität auflehnen, nichts von einem Mißbrauch der Gewalt wissen. Sie suchte in der Anarchie die Verwirklichung ihres Gerechtigkeitsideals und nahm die Phrasologie der Bundesgenossen für ernst.

Das wenig zahlreiche Gros der aufrichtigen Anarchisten rekrutirt sich zum großen Theil aus heftigen, leidenschaftlichen, unwissenden Leuten, ferner auch aus naiven Arbeitern, welche die Anarchisten für den fortgeschrittensten Flügel der revolutionären Armee halten und in kindlichem Ehrgeiz zu diesen fortgeschrittensten Elementen gezählt sein wollen. Ein letzter Bruchtheil des anarchischen Fähnleins wird weiter durch grüne Jungen gefüllt, revolutionäre Widellinder, welche sich in den Klubs und Versammlungen an ihrem eigenen blutdürstigen und blöden Phrasengefummel berauschen. Fast in jeder anarchischen Versammlung tauchen Bürschen von 16—20 Jahren auf, die ihren Haß gegen alle Anders denkenden „Autoritären“ (Sozialisten) und „verrottetes Gefindel“, dadurch befriedigen, daß sie dieselben zwingen möchten, den in ihren eigenen Köpfen spukenden Kofl angehören. Vorigen Winter trat in einer anarchischen „Réunion“ ein so jugendlicher Agitator auf und entwickelte so jugendliche Ansichten, daß ihm aus dem Auditorium fortwährend zugerufen wurde: „Geht ihn doch wieder zur Amme!“ „Milchflasche her!“ u.

Die angeführten Elemente bilden den einen ehrlichen Theil der anarchischen Partei.

Zweifellos besteht aber ein anderer Theil einfach aus Polizeispizeln, denn die Regierung hat das höchste Interesse an der künstlichen Züchtung der Anarchisten und ihrer Aktion. Der „Cri du Peuple“, gewiß ein Blatt, das es an revolutionären Klären nicht fehlen läßt, erbrachte seiner Zeit den Beweis, daß verschiedene der heftigsten anarchischen Redner von der Polizei bezoldete Geheimagenten waren. Dieselbe schickte und schickte noch ihre Leute ab, damit dieselben unter den revolutionären Konfusion und Streitigkeiten hervorgerufen sollten. Die bezahlten „Anarchisten“ hörten die Versammlungen der Sozialisten, die sie in der gemeinsten Weise beschimpften und zu diskreditiren suchten, veranlaßten Schlägereien, hinderten die Redner am Sprechen, organisirten illegale Meetings und Demonstrationen, forderten zur Plünderung der Magazine und zur Ermordung der Reichen auf, suchten Putsche zu inszeniren u. Die letzteren Bemühungen lieferten dann regelmäßig der Polizei die Gelegenheit, gegen Revolutionäre und Sozialisten einzuschreiten und mißliebige Persönlichkeiten für eitle Zeit hinter Schloß und Riegel zu bringen.

Die diesbezüglichen Polizeimaginationen sind mit

cynischer Offenheit von dem ehemaligen Polizeipräsidenten Andrieux in seinen „Erinnerungen“ vor das Forum gezogen worden. Die erste anarchistische Zeitung, welche in Paris erschien, wurde mit dem Gelde der Polizei durch einen ihrer Agenten, Serreaux, gegründet. Polizeiagenten inspirierten Anarchisten mit der Idee, in St. Germain die Statue von Thiers mittels einer mit Dynamit gefüllten Sardinenschachtel in die Luft sprengen zu wollen. Der internationale Kongress von London kam nur mit Hilfe des Polizeifonds zu Stande und wurde dann das corpus delicti, dem zu Folge Krapotkin, Gautier und andere Anarchisten verurteilt wurden! Die meisten der den Anarchisten zugeschriebenen unnützen Attentate, wie das Werfen von Bomben in Lyon und anderwärts, sind entweder direkt von der Polizei gemacht oder von ihr beschränkten Fanatikern inspiriert worden.

Die anarchistische Theorie von der Propaganda durch die That bildet den Anknüpfungspunkt für derartige Polizeimachereien. Das für unfehlbar erklärte Dogma dieser Art von Propaganda, welche theils die Bourgeoisie erschrecken, theils die Massen aufrütteln soll, kommt also nur der alten Gesellschaft und deren polizeilichen Rettern zu Gute. Die Anarchisten selbst praktizieren gelegentlich wohl auch die Propaganda durch die That, aber mit wenigen Ausnahmen in kindlich harmloser oder theatralischer Weise. Das „eminent revolutionäre“ Kampfmittel von Diebstahl, Unterschlagung u. wird kaum von den eigentlichen Anarchisten, vielmehr dagegen von ihren nichtgewünschten aber doch stets vorhandenen Kompagnons gebraucht, besonders von solchen, die in Frau Hermandads Diensten stehen. Die anarchistische Partei giebt außerdem Zeichen ihrer Lebensfähigkeit durch Sammlungen, Meetings u., die meist sehr stürmisch verlaufen.

Uebrigens haben die Anarchisten den Titel „Kompagnons“ selber erwählt. Sie glaubten es ihrer Stellung als prinzipielle Gegner jeder Unterordnung schuldig zu sein, den Titel „citoyen“ (Bürger) zurückzuweisen, denn Bürger bedeutet einen im Staate freien Mann, der an der „Souveränität“ theilnimmt.

Die Zahl der Pariser Anarchisten beläuft sich höchstens auf ein paar Hundert. Man darf sich durch die Menge ihrer gelegentlich genannten Gruppen darüber nicht täuschen lassen, diese ist allerdings relativ Legion. Jedoch jede freie Assoziation besteht im Durchschnitt aus 2, 5 bis höchstens 10 Mitgliedern, und jeder Anarchist gehört außerdem gleichzeitig verschiedenen Gruppen an. Sämmtliche Gruppen haben burleske, romantisch-sentimentale oder fürchterlich klingende Namen. Die bekanntesten sind: „Der Panther von Vatinolles, die Verbrecher, die Rächer, die Entrüssteten, die Eichenherzen, die Galeerenknechten, die Sturmglöcke, die Anstaltswirthe u. Letztere Gruppe ist ihres speziellen Zweckes wegen jedenfalls die originellste und zahlreichste. „Die Anstaltswirthe“ liefern nämlich bedrängten Kompagnons und sonstigen Hilfsbedürftigen ein Personal, welches bei rückständiger Mietzahlung und drohender Beschlagnahme des Mobiliars, mit großer Geschicklichkeit „ausbrückt“, d. h. räumt, so daß dem Wirth das Nachsehen bleibt.

Alles in Allem genommen ist der französische Anarchismus durchaus nicht der Polizei wauwau, als der er so gern hingestellt wird. Die Zahl der Anarchisten ist gering, die Schwäche der Partei notorisch, ihre geringe Aktion und ihr schwacher Einfluß bei jeder Gelegenheit klar zu Tage tretend.

## Innungsbestrebungen.

□ Die Kleinbürgerlichen Bestrebungen zur Verbesserung der Lage des Kleinwerkes und Kleinhandels laufen sämmtlich auf eines und dasselbe hinaus: die Kleinbesitzenden wollen Andere in ihrer Erwerbsthätigkeit beschränken und behindern, um dadurch für sich selbst einen Vortheil zu erreichen; sie wollen auf den Trümmern des Wohlstandes oder der Lebensbedingungen Anderer ihr eigenes Glück bauen; sie wollen Anderen den Wettbewerb im heutigen Kampf um's Dasein unmöglich machen, um selbst weniger behindert zu werden. Ihnen schweben Zeiten vor, in welchen freilich die staatliche und gesellschaftliche „Ordnung“ auf solche Vorrechte und Privilegien aufgebaut war, deren Ueberreste leider noch sehr stark in unsere Zeit hineinragen, weil wir eben in einer Zeit des Ueberganges leben.

Die große Niesenwelle, die sich an dem Felsen der Privilegien bricht und ihn benagt und zerstört, die auch da, wo man meinte, ihn von Bronze hingestellt zu haben für ewige Zeiten, ihn zum Einsturz bringen wird, es ist die Macht des Großkapitals, das mit unwiderstehlicher Gewalt alle Dämme, alle Festen zertrümmert, ihnen ihre Daseinsberechtigung und ihre Daseinsbedingungen entzieht und sich als allein berechtigt wie ein großes Meer über die Trümmer der alten Gesellschaft auszubreiten sucht. Alles beherrschend, Alles seinem alleinigen Interesse dienstbar machend. Es kennt nur ein Recht, nur einen Vorzug, nur eine Macht, nur einen Zweck, nur eine Herrschaft: Reich sein!

Thue, was Du willst, nur strebe nach Bereicherung! das ist die einzige noch gültige Moral unserer Zeit, die allgemeine Anerkennung findet.

Die „Verwerthung des Kapitals“ ist der Lebenszweck der menschlichen Gesellschaft geworden, dem sich immer mehr und mehr alle anderen Bestrebungen unterordnen müssen.

Es mag etwas noch so gut, noch so hoch, noch so erhaben und ehrwürdig erscheinen: es bringt keinen „Mehr-

werth“, und seine Zeit ist abgelaufen, seine Tage sind gezählt, es ist als unzeitgemäß dem Untergange verfallen.

Es mag etwas noch so wünschenswerth, so nothwendig, so dringlich sein, aber es schmälert die Rente des Besitzes, und es ist zur Unmöglichkeit geworden.

In den Staaten sehen wir Personen und Parteien sich mit Wuth um den Besitz der Macht streiten. Jede Waffe ist recht. Die unverschämteste Lüge so gut wie die rohste Gewalt gilt, wenn sie zum Ziele führt, und die Sieger: sie bereichern sich! Ihre Gier kennt keine Grenze, als die, wo sie mit den ähnlichen Absichten Anderer ebenso Starter zusammenstößt.

Daß in diesem wogenden Meere des Eigennuzes und der Habgier die Schwachen am schlimmsten wegkommen, ist selbstredend, und daß sie sich nach einer Rettung und Hilfe umsehen, ist natürlich. Wenn sie aber glauben, aus den verwiterten Trümmern der zerstörten Zustände einen haltbaren Damm machen zu können, dann ist ihre Einsichtslosigkeit zu beklagen, wenn sie gar aus den Leibern der Mitbedröhten sich ein Fußgestell machen wollen, um den Kopf über Wasser zu halten, dann sind sie als die gefährlichsten Gegner zu betrachten.

In dieser Lage befinden sich diejenigen Kleinbürger, die wir nach ihren rückwärts gerichteten Bestrebungen die Zünftler zu nennen gewohnt sind. Es ist ohne Zweifel der Kleinbürger von der kapitalistischen Gefahr ebenso schwer bedroht als der noch schwächere Arbeiter, der eigentliche Proletarier. Das Kleinbürgertum wird von der kapitalistischen Herstellungsweise ganz unbarmherzig zerrieben und vernichtet. Dies fühlt es am eigenen Leibe. Es sieht vor den eigenen Augen einen „Meister“ nach dem anderen zum einfachen Lohnarbeiter hinabkommen. Der selbständige Meister verliert seine alte Kundschaft aus den Kreisen der Verbraucher und wird genöthigt für das Magazin, für den Händler, für den Großfabrikanten zu arbeiten. Auch hier sinkt der Verdienst, die Abhängigkeit wird immer größer und schwerer und endlich ist der Ueberdienter, den der sich an seine schwindende „Meisterschaft“ krampfhaft festklammernde Handwerker aus seinen Gesellen noch irgend herauswirtschaften kann, so geringe geworden, daß es nicht länger ausreicht. Die Schulden wachsen, die Hoffnung auf bessere Zeiten zeigt sich als trügerisch, der Zusammenbruch ist unvermeidlich, der Meister ist Arbeiter geworden.

Anderer kämpfen noch mit mehr oder weniger Glück. Manchen gelingt es sogar, eine herantreibende Scholle zu erfassen, die sie eine zeitlang trägt und mitführt. Raun sind sie aber ihres Glückes froh geworden, so merken sie auch schon das Abbröckeln. Was den Vater noch trug, trägt den Sohn nicht mehr. Ja, wie oft sieht noch der Mann selbst das Geschäft, das er gegründet und zur Blüthe gebracht, von dem Wettbewerb zerstört und vernichtet. Neue Maschinen, die er nicht bezahlen kann, haben seine Anlagen werthlos gemacht, neue Verkehrswege haben ihm die Kundschaft genommen. Glücklich, wer sich dann noch mit einem Rest des Besitzes retten und ihn irgendwie sichern kann. Es ist bitter in Armuth zu enden, wenn man geglaubt hatte, sich ein behagliches Dasein gegründet zu haben.

Mit dieser Gefahr vor Augen lebt unser Kleinbürger. Er erkennt aber nicht den Zusammenhang der wirtschaftlichen Verhältnisse. Er glaubt, es ließe sich sein eigenes Geschäft oder doch das seiner Gewerbsgenossen ohne Zusammenhang mit dem Ganzen sichern und aus dem Wirbelstanz des heutigen Wettbewerbs hinausbringen. Seine Bildung reicht nicht aus, um ihm die treibenden Ursachen klar zu legen; seine Vorurtheile blinden ihn. Er haßt den Mitbewerber mit glühendem Haß, ohne zu bedenken, daß dieser von denselben Kräften gedrückt wird, die ihn selbst auch drücken, daß jenes eben so persönlich schuldlos ist, als er selbst. Er fühlt sich wie ein Schiffbrüchiger, der mit anderen zusammen in einem überfüllten Boot sitzt. Es wird ein Kampf Aller gegen Alle geführt, bis — die See das ganze Boot verschlingen hat.

Einen so wüsten Kampf führt der Kleinbürger gegen seinen Nebenmann. Das ist die Kennzeichnung der Innungsbestrebungen:

Sie beabsichtigen, andere zu unterdrücken, um selbst mehr Raum zu gewinnen. Den Kampf gegen die eigentliche bedrückende Macht zu führen, dazu fehlt ihnen Muth und Einsicht. Sie kämpfen gegen die Arbeiter, die schwächeren, und gegen ihre gleichgestellten Mitmeister. In diese beiden Klassen kann man alle Forderungen der Innungen leicht einreihen.

Da reist ja ein Sekretär des Zentralausschusses deutscher Innungen, ein bezahlter Agitator für den Innungsgedanken, der ihm sonst ganz gleichgültig ist. Er hat seine Anweisung zu seinen Reispredigten und spricht, was seine Auftraggeber von ihm fordern. Er ist ihr Mundstück, ihr Organ. Was spricht er? Lehrbrief, Lehrvertrag, Arbeitsbuch sind die Angelpunkte der Innungsbewegung, sagt er.

Was bezwecken Lehrvertrag, Lehrbrief, Arbeitsbuch? Sie wären den Innungsmeistern werthlose Wische, wenn sie nicht glaubten, die Arbeiter dadurch kennzeichnen, bedrücken, sie unterthänig machen zu können. Dann laufen die Innungsmeister zur Polizei, um den Arbeitern die ihnen spärlich zugemessenen Rechte auf Vereinerung nehmen zu lassen. Dafür sind sie bereit, sie, die Bürger, alle bürgerlichen Rechte daran zu geben, der bösesten Reaktion Vortspann zu leisten, wenn man ihnen nur die Arbeiter gehörig gefnebelt auslieferet.

Mit kaum glaubhafter Dreistigkeit drängen sich diese Innungsmeister in Petitionen an die höchsten Stellen und

bitten ganz unzweideutig um Beugung des Rechtes der Arbeiter, denuzieren die Reichsbeamten, die ihnen nicht ganz zu Willen sind. Wenn noch vor einigen Jahren der Oberzünftler Herr Brandes zu Berlin mit gut gemachter Entrüstung es zurückweisen konnte, daß die Innungen die Rechte der Arbeiter beeinträchtigen wollen, heute könnte er unmöglich mehr so sprechen. Man brauchte ihm z. B. nur die Petition des Bundes der Baugewerksmeister vom 6. September d. J. an den Reichsfanzler vorzuweisen, um ihn zu widerlegen.

Sie sind diesmal gründlich abgeblüht, vornehm kühl zur Ordnung gewiesen, das ist wahr, aber ihre Absichten sind aufgebebt. Da hilft kein Beschönigen mehr.

Sie wollen die Arbeiter unter ihre Botmäßigkeit bringen, um die Arbeitsbedingungen nach dem alleinigen Gutdünken der Innungsmeister regeln zu können. Sie wollen aus den Arbeitern noch eine Spanne Frist für sich herausziehen, um den aussichtslosen Kampf, den unmöglichen Kampf gegen die Großindustrie noch eine zeitlang auszuhalten. Das ist der eine Zweck der Innungsbestrebungen.

Nach der anderen Seite wollen sie andern Kleinbürgern, also ein Jeder von ihnen dem Anderen, das Leben möglichst schwer machen, um sich die Mitbewerber vom Halse zu schaffen. Welche Innungsforderung wir auch anpacken, wo sie nicht auf Bedrückung der Arbeiter hinausläuft, da läuft sie auf diesen Zweck hinaus: Schädigung der in gleicher Lage befindlichen Mitbewerber.

Da verlangen sie die Zwangsinnung. Sie soll einerseits durch Strafen und Zwang alle Meister zwingen, bei der Bergewaltigung der Arbeiter Hilfe zu leisten; andererseits aber durch allerlei Formen und Kosten einen Theil des Wettbewerbs beseitigen. Man hofft einen Theil des Kleinbürgertums in das Proletariat stoßen zu können, um für den Rest größere Freiheit der Bewegung zu erhalten. Es soll dem ärmeren Bürger durch das Eintrittsgeld (einige österreichische Zwangsinnungen haben es auf 200 Mark und mehr festgesetzt) und dem Arbeiter, der sich selbständig machen will, durch dieses und allerlei Nebenbedingungen die selbständige Ausübung des Gewerbes unmöglich gemacht werden.

Dem Kapitalisten kann man dadurch nicht beikommen, denn erstlich geht ein mit Gold beladener Esel durch alle Innungstüren, zweitens giebt es die Form eines Gesellschaftsvertrages mit dem „Schutzmeister“ für den Kapitalisten, schließlich sind alle Innungsformen nicht für die Fabrikanten bindend. Da ist die Grenze der Innungsmacht. Dem Kapital dürfen sie nicht unbequem werden, das versteht keinen Spaß. Sowie sie da bodig würden, dann wäre sofort die ganze Innungsherrschaft zu Ende. Das wissen oder fühlen die Innungsmeister auch gut genug. Nach dieser Richtung hin sind sie höchst zahm, obgleich sie von da aus gerade angegriffen werden.

Der Zwangs-Befähigungsnachweis soll ebenfalls den Wettbewerb der gleichgestellten Kleinbürger treffen. Der Absicht nach soll er einem jeden Handwerksmeister ein Feld seiner Thätigkeit zur alleinigen Ausbeutung zuweisen und ihn gegen das Eindringen anderer Nichtberechtigter in dieses Gewerbe schützen. Es soll ihm Niemand in das Handwerk pfeuschen dürfen.

Zum Befähigungsnachweis gehört ganz naturnothwendig die Abgrenzung der einzelnen Gewerbe. Es muß bestimmt sein, wofür man geprüft ist, und wofür nicht. Der Handwerker will seinem Mithandwerker nicht erlauben, zu machen, was er machen kann und was ihm nach Lage der Dinge am vortheilhaftesten erscheint, sondern nur, was ihm nach einer künstlichen Abgrenzung zusteht.

Der Kapitalist ist als Fabrikant wieder aufgenommen, oder der Schutzmeister steht ihm zur Verfügung. Im übrigen hat keine der Innungsforderungen ein so jammervolles Fiasko gemacht als der Befähigungsnachweis in Oesterreich, wo er seit 1883 besteht.

Wir wollen nicht reden von den Unregelmäßigkeiten, daß es dort z. B. gar leicht ist, mit einem Tag (schreibe einem Tag) Lehrzeit, trotz aller Gesetze, den Befähigungsnachweis zu erbringen, wenn man Geld hat, wie gerichtlich festgestellt und in Ordnung gefunden ist, auch sonst hat der Befähigungsnachweis das Gewerbe nicht von überflüssigen Mitbewerbern entlastet. Aber der Kampf des Kleinbürgers gegen den Kleinbürger in der Gewerbeabgrenzungsfrage hat vielen das Fortkommen sehr erschwert und ihnen einen Theil ihres Einkommens entzogen, manchen ganz vernichtet, ohne merklichen Vortheil für die übrigen.

Wir halten es für unnöthig auf den Vorwand, daß der Befähigungsnachweis tüchtigere Handwerker schaffen soll, auch nur andeutungsweise einzugehen. Er ist so wenig ernst gemeint, daß wir ihn ganz bei Seite lassen können. Dem Handwerksmeister wäre es ganz recht, wenn er allein das Handwerk verstände und alle Mitmeister nicht, dann wäre ihm der Wettbewerb leicht. Nach dieser Richtung zieht ihn gar kein Interesse. Wer eine Arbeit nicht versteht, kann sie gut natürlich nicht billiger machen, als Jemand, der darin geübt ist, und absichtlich schlechte und billige Waare liefern geprüfte und gelernte Meister ebenfalls leichter als unfähige. Es ist durchaus kein Scherz, sondern recht bitterer Ernst, daß zum „Pfeuschen“ d. h. um schlechte Arbeiten herzustellen, die für gute gehen sollen, eine ganz tüchtige Kraft gehört, das gilt im Bauwesen wie auch anderswo.

Im Grunde ist die Forderung des Befähigungsnachweises noch die Zunftforderung, mit welcher am wenigsten Schaden angerichtet werden kann. Die Schläge, die damit ausgehetzt werden, treffen immer nur den nächsten Nebenmann und werden reichlich zurückgegeben. Laß sich

die Spießbürger unter einander knuffen, könnte man sagen, was geht es uns an?

Hoch und unerreichbar hängt die Forderung, die sich auf den Zwischenhandel bezieht. Es ist da eine doppelte Forderung zu unterscheiden:

Der Handwerker fordert besonders nachdrücklich, Verbot des Handels mit Handwerkszeugnissen überhaupt, außer natürlich, wie immer, wenn er selbst damit handeln will.

Der „Kramer“ dagegen fordert hauptsächlich, Verbot des Handels im Umherziehen.

Der kleine Zwischenhandel in seiner heutigen Ausdehnung ist freilich keine wünschenswerthe Erscheinung, er ist ohne Zweifel im höchsten Grade unwirtschaftlich. Aber er ist eine Folge der heutigen Wirtschaftsweise, er stellt die Altersversorgung für einen Theil der Bevölkerung dar.

Was soll ein älterer Mann anfangen? Ist er über die 45 Jahre hinausgekommen, dann wird es ihm ungemün schwer, sich überhaupt noch durchzuhelfen. Wird er älter und schwächer, so schwindet der Verdienst immer mehr. In manchen Gewerben ist ein alter Mann sehr schwer zu verwenden, besonders wenn durch die lebenslängliche Ueberarbeitung bei ungenügender Ernährung der Körper gelitten hat. Die Reservearmee ist groß, die Maschinen vergrößern sie täglich, die jüngeren Kräfte sind stets bereit, für den alten Mann einzutreten. Wenn ein Arbeiter über die 40 Jahre hinauskommt, so fängt er an mit bitterer Sorge in die Zukunft zu sehen. Er sieht den Tag kommen, an dem ihm sein Fremdzettel wird, auch wenn er viele Jahre zur Zufriedenheit an seiner Arbeitsstelle gestanden hat. Und was dann? — Da ist es ganz natürlich, daß derjenige, der es irgendwie mit irgend welcher Hilfe machen kann, sich nach einem anderen Erwerb umsieht, sei er noch so elend. Am nächsten liegt da die Anlage eines kleinen Handels. Er wird meistens von der Frau begonnen, während der Mann noch im Verdienst ist, da arbeitet man sich leichter durch.

Zu diesen Kleinhandlern aus dem Arbeiterstand kommen Kleinmeister, deren Handwerk sie nicht mehr nährt, weil die Maschinen sie überlaufen haben, Wittwen und ledig gebliebene Mädchen, die für ihr Fortkommen in ehrlicher Art sorgen müssen. Dann tritt hinzu das ganze Heer der durch die Lehrlingszücherei der eigentlichen „Kaufleute“ herangezogenen Handlungsgelhilfen, die, wo es irgend geht, sich niederzulassen suchen müssen, weil ihre Stellen wieder durch neue Lehrlinge besetzt sind. Zuletzt wirft sich auf den Kleinhandel, wenigstens versuchsweise, noch eine Schaar derer, die aus anderen bürgerlichen Kreisen durch die Verhältnisse herausgedrängt sind.

Man handelt mit Allem, was einen Namen hat, beginnt, hört auf, so oder so, beginnt oft wieder, hat Glück oder geht unter, wie es gerade trifft. Hier bedarf es gewiß großer Reformen. Aber soll nun diese ganze Schaar von Menschen, die, so gut die heutige Wirtschaft es erlaubt, sich durchzubringen suchen, auf die Straße, in's Gefängniß, in den Tod gefagt werden, damit einige Handwerker, die von derselben Macht bedrängt werden, ihr Dasein als „Meister“ noch einige Zeit weiter behalten?

Dem Handwerksmeister, der in die Nothwendigkeit gefegt ist, für den Laden zu arbeiten, ist es übrigens ganz einerlei, ob der Ladeninhaber ein ehemaliger Meister ist, ob er vielleicht noch eine Werkstatt unterhält, oder ein Kaufmann, der eine behandelt ihn nicht besser als der andere.

Ähnlich liegt es mit dem Verbot des Hausirhandels mit Handwerkszeugnissen. Auch der Hausirhandel wird in der heutigen Form nicht bestehen bleiben, aber ihn reformiren zu wollen zu Gunsten weniger Kleinbesitzer, das wäre durchaus unklug und reaktionär. Das sind die großen Forderungen der Innungsmeister.

Sehen wir von Kleinigkeiten ab, so bestehen alle ihre Bestrebungen zum Heben des Handwerks in Angriffen gegen die Daseinsbedingungen Anderer. Sie sind also gemeinschädlich und verwerflich.

## Die Lage der Arbeiter in den Industriebezirken Elsaß-Lothringens.

(Aus der Rede des Abg. Sabor zur Regierungsvorlage, betr. die Einführung der Gewerbeordnung in den Reichslanden.)

Als 1878 der Herr Abgeordnete Stamm verlangte, man sollte die deutsche Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen einführen, sagte Herr Grad (ein elsässischer Abgeordneter und Großfabrikant, d. N.): alle wesentlichen Bestimmungen sind bei uns schon eingeführt, und zwar aus eigener Initiative — daß das falsch ist, meine Herren, werde ich mir erlauben zu beweisen —; und der Herr Abgeordnete Dollfus sagte in demselben Jahre bei der ersten Berathung über das Sozialistengesetz: bei uns in Mülhausen giebt es keine Sozialdemokratie, die Humanität der oberelsässischen Arbeitgeber hat die Arbeiter vollständig befriedigt; das beste Mittel gegen die Sozialdemokratie ist die Nachahmung der Humanität der Mülhäuser Industriellen. Freilich 1884 konnte Herr Dollfus sehen — ich glaube, er lebte damals noch —, daß bereits über 3000 sozialdemokratische Stimmen in seiner Nähe abgegeben wurden. Die Sozialdemokratie war also da.

Die Wohlfahrts-Einrichtungen der elsässer Arbeitgeber werden so sehr gerühmt. Ich wundere mich, daß der Herr Abgeordnete Grad schweigend an dem Werk des Herrn Dr. Hertner vorübergegangen ist, durch welches ein sehr helles Licht auf diese Wohlfahrts-Einrichtungen geworfen ist. Die zahlreichen Thatsachen, die Herr Hertner mittheilt, sind durchaus — mit einer oder höchstens zwei Ausnahmen — bestätigt worden und waren zum Theil schon vorher durch den Herrn Abbé Getty und Andere bekannt.

Es wird so viel Mithmens von den Arbeiterwohnungen gemacht. Meine Herren, erstens sind diese gar nicht allein durch die Mittel der Herren Arbeitgeber errichtet worden, sondern der Staat hat einen bedeutenden Beitrag gegeben. Ich weiß sehr wohl, daß die Herren elsässer Industriellen betonen, und daß in einer Entgegnung gegen Herrn Hertner ausgesprochen ist, dieser Beitrag

der Regierung sei für Straßenanlagen bestimmt gewesen. Aber nach den französischen Gesetzen müssen die Baunternehmer auch die Straßenanlagen errichten. Ich verweise auf die Belege in dem Buche von Mayer über französisches Verwaltungsrecht. Und was haben denn diese cités ouvrières (wörtlich: Arbeiterstädte, d. N.) so Großes bewirkt? Sollen diese ein besonderes Zeugniß für die Humanität der elsässischen Arbeitgeber darstellen? Der Arbeiter, der ein solches Häuschen bezog, hat monatlich 25 Frank Miete zu zahlen; nach 13½ Jahren würde er, wenn alles gut geht, Eigenthümer werden. Er ist also genöthigt, sich sehr viel gefallen zu lassen, um nur die 13½ Jahre auszuhalten; denn wenn er vorher fort muß, ist alles verloren, auch die Summe von 300 Frank, die er beim Einziehen in das Haus anzuzahlen hat. Thatsächlich sind einige schöne Häuschen dort von bevorzugten Arbeitern und Werkmeistern bewohnt, aber eine sehr große Zahl von Arbeiterhäuschen ist von Menschen stark überfüllt und durch Anbauten sehr verschlechtert, so daß der ursprüngliche Zweck, einfache, aber genügende Räumlichkeiten für Arbeiterfamilien herzustellen, in sehr vielen Fällen auch in der cités ouvrières nicht erreicht ist. Die allermeisten Wohnungen der Arbeiter in Mülhausen und den übrigen Orten Elsaß-Lothringens sind recht schlecht. . . .

Weiter wurden von Herrn Grad die Kassen hervorgehoben. Ich wundere mich, daß Herr Grad diese Kassen zu rühmen unternehmen hat; sie bezugen die Willkür, welche die Arbeitgeber im Elsaß über die Arbeiter ausüben. Ich verweise die Herren auf die Angelegenheiten, die sogar ihr Protokoll, Herr Hofmann, in dieser Beziehung gemacht hat. Ich verweise ferner auf den bekannten Artikel in der „Straßburger Post“, der eine Entgegnung auf das Hertner'sche Buch sein sollte, und worin gesagt ist — was Herr Hertner nicht einmal anführt —: in vielen Fabriken mit solchen Kassen nöthige man die Arbeiter, wenn sie älter werden, durch Citanen dazu, daß sie selbst die Arbeit aufgeben, und dies geschehe, um ihnen nicht die Pension zu zahlen. Wenn die Leute, welche lange Zeit Beiträge gegeben haben, aus irgend einem Grunde die Arbeit verlieren, z. B. vom Arbeitgeber entlassen werden, dann verlieren sie auch alles, was sie eingezahlt haben, und der Arbeitgeber kann die früheren Beiträge jener dazu benutzen, diejenigen seiner Leute, welche er für „würdig“ befindet — so ist der Ausdruck —, durch das Geld der Entlassenen mit zu belohnen.

Eine andere Wohlfahrts-Einrichtung möchte ich noch anführen: es ist die Gewinnbetheiligung, die in dem Hause Schäffer, Balancé u. Co. eingerichtet und als ein „demokratischer Fortschritt in der Oekonomie“ gepriesen wurde. Meine Herren, ich will hier nicht die einzelnen Paragraphen des Statuts über die Gewinnbetheiligung vorlesen, das würde zu weit gehen; aber ich bitte Sie, sich dieselben einmal anzusehen, und Sie werden finden, daß sowohl Professor Brentano als Herr Hertner nicht Unrecht haben, wenn sie darin nur einen Versuch finden, abermals auf einem anderen Wege die Herrschaft über die Arbeiter festzustellen, diesen an das Establishment zu ketten, damit sie sich nicht frei bewegen. . . .

Meine Herren, wundern Sie sich nicht, daß trotz dieser Wohlfahrts-Einrichtungen nach den Berichten der Unterpräfekten und Präfekten aus früherer Zeit, sowie nach den späteren Mittheilungen des Herrn Abbé Getty und Anderer ein sehr feindlicher Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitern im Elsaß besteht. Es kommt eben überall auf die Motive des „Wohltums“ an. Der „Wohlfahrts-Einrichtungen“ begründet, der muß sich möglichst davor hüten, daß nicht ein häßlicher Hintergedanke dabei mitspielt, daß nicht zum großen Theile der eigene Egoismus dabei gefördert werde; und ich muß allerdings sagen, daß dieser häßliche Hintergedanke bei den Einrichtungen in Elsaß-Lothringen, die früher so sehr gerühmt wurden, in bedeutendem Maße vorhanden ist. Ich will Sie nicht mit Zitaten plagen, meine Herren, aber zwei Sätze, die Herr Grad, der heut und früher eifrige Verteidiger elsässer Industrieller, bei der Reichsenquete über die Baumwollindustrie gesprochen hat, muß ich Ihnen doch zur Erläuterung dieses Wohlfahrts-Einrichtungsinnes, dieser Philanthropie mittheilen.

Es war damals die Rede, daß anderwärts die Löhne so viel höher seien, speziell im Norden; da sagte Herr Grad: Um Arbeiter zu erhalten, sehen sich die Industriellen des Nordens genöthigt, sie durch den Reiz hoher Löhne anzulocken, und sie wissen sie vielleicht nicht genug durch Unterstützungs- und Pensionsklassen zu fesseln, wie dieselben in allen Fabriken des Elsaß zum Vortheil der Arbeitgeber wie der Arbeiter bestehen. Diese Philanthropie ist seitens der Industriellen unserer Gegend ein ganz gutes Geschäft.

So wörtlich der philanthropische Herr Grad. Er fügte hinzu: Denn das Gewissen und das Gefühl haben uns gleicherweise wie das wohlverstandene Interesse gelehrt, daß in einer wohlgeordneten Industrie das materielle und das moralische Wohlbefinden der Arbeiter ebenso viel Aufmerksamkeit verdient, wie die Vervollkommnung der Werkzeuge.

Meine Herren, wenn man von solcher Philanthropie hört, dann möchte man wirklich manche dieser Herren als geeignete Modelle für soziale Romane ansehen, in denen uns die Schattenseiten des heutigen Lebens dargestellt werden — d. h. wenn das Chemiker Landgericht es erlaubt, die Wirklichkeit noch weiter so zu benutzen; denn das Gericht hat vor kurzem in einem Verleumdungsprozeß des Kommerzienraths Vogel, der auch als Modell benutzt wurde, die Verbreiter des Romans für schuldig erklärt, mithin die Dichter in das Reich der Träume verwiesen, um sie von der Wirklichkeit gänzlich abzuschneiden. Vielleicht erlaubt das Reichsgericht, an das appellirt worden ist, daß die Schriftsteller sowohl Herrn Kommerzienrath Vogel als die Elsässer, die es angeht, weiterhin als Modelle benutzen dürfen.

Wie ist nun heut der rechtliche Zustand der Arbeiter in Elsaß-Lothringen? Die Erwachsenen haben in Mülhausen eine wirkliche Arbeitszeit von 12½ Stunden; nur in zwei Fabriken zu Mülhausen besteht eine Arbeitszeit von 11 Stunden, und ich will noch bemerken, auch dort hat sich die Erfahrung bestätigt, daß in den 11 Stunden gerade soviel geleistet wird wie früher in 12½ Stunden. Dies spricht sehr für die Anträge, die meine Fraktion früher eingereicht hatte, einen Maximalarbeitszeit, und zwar einen gegen jetzt verklärten, festzustellen. Die jugendlichen Personen von 15 und 16 Jahren stehen völlig gleich den Erwachsenen; sie müssen eben so lange arbeiten. Die Kinder dürfen allerdings in Folge des jetzt durchgeführten Schulzwanges erst vom 12. Jahre ab in den Fabriken regelmäßig beschäftigt werden; aber nach dem Fabrikgesetz konnten sie schon von acht Jahren an benutzt werden, und die „Philanthropen“ im Elsaß haben die achtjährigen Kinder fleißig ausgenutzt. . . . Die Kinder von 13 und 14 Jahren haben höchstens zwei Stunden Unterricht täglich, im Uebrigen sind sie so lange beschäftigt wie die Erwachsenen. Dabei wird oft bedeutend länger gearbeitet; es giebt auch häufig Nachtarbeit, und dann wird gar kein Unterschied zwischen den Erwachsenen, den jugendlichen Arbeitern und den Arbeiterinnen gemacht, welche letzteren sehr zahlreich im Elsaß beschäftigt werden.

Vom Koalitionsrecht, das bisher den elsässer Arbeitern vorenthalten war und ihnen jetzt eingeräumt werden soll, spreche ich nicht weiter. Meine Herren, in Altdeutschland haben die Arbeiter auch kein wirkliches Koalitionsrecht; in Folge der Verwaltungsmassregeln steht es nur noch auf dem Papier. Doch bemerke ich, daß in dieser Beziehung die Dinge sich in Frankreich seit 1884 geändert haben. Man soll sich also nicht wundern, daß die Arbeiter in Elsaß-Lothringen neidisch hinüberblicken auf diese Veränderungen im Nachbarlande. Auch das Trucksystem ist in Elsaß-Lothringen noch nicht ausgerottet; ich glaube jedoch nicht, daß es häufig vorkommt; den Eindruck habe ich doch aus den Darstellungen empfangen.

Die Fabrikinspektion ist eine sehr mangelhafte. Eine der-

artige Beaufsichtigung, wie sie jetzt in Deutschland ist, und die ja auch noch viel zu wünschen übrig läßt, ist in Elsaß-Lothringen nicht eingeführt, obgleich in den letzten Jahren die Inspektion bei weitem besser geworden ist als früher.

Welches sind nun die Folgen des Zustandes, wie er jetzt in Elsaß-Lothringen besteht? In physischer Beziehung heben die Kreis- und Kantonalärzte hervor, daß zahlreiche Krankheiten unter den Arbeitern verbreitet sind. Die Zahl der Tobigeborenen in den ärmeren Familien ist eine erschrecklich große, die Rekruten-Aushebungen ergeben ein äußerst ungenügendes Resultat, so daß die Kreisärzte theilweise sich äußerten, wenn das so weiter gehe, sei es vollständig überflüssig, Aushebungen vorzunehmen.

Und was den moralischen Zustand betrifft, so wird entschieden darüber geklagt, auch von Herrn Abbé Getty, daß die Sittenlosigkeit durch die Schuld der Prinzipale und Werkmeister eine sehr große ist, daß die Arbeiterinnen in keiner Weise vor den Jubringlichkeiten dieser Menschen geschützt sind. Geradezu sonderbar ist die Vertheidigung des Herrn Archivar Hofmann gegen diese Vorwürfe. Er sagt: wie kann man so etwas nur annehmen von den ehrbaren Familienvätern in Elsaß-Lothringen; sehr viele unter ihnen heirathen schon mit 25 Jahren und werden schon in einem Alter Großvater, wenn viele Männer in anderen Theilen Deutschlands erst heirathen. — Als ob der Großvater von 45 Jahren vor Jugendslosigkeit geschützt wäre!

Meine Herren, zwingende Gründe, den Arbeiterschutz den Elsaß-Lothringern so lange vorzuenthalten, haben sicherlich nicht vorgelegen. Es war die Rücksicht auf die Fabrikanten, die auf Kosten der Arbeiter und auf Kosten der Konkurrenten in Altdeutschland genommen wurde. . . .

Nach Berechnungen, die angestellt wurden, haben die elsässer Fabrikanten im Vergleich mit ihren Konkurrenten in Altdeutschland eine jährliche Prämie von 4 Millionen Stunden Arbeit, die sie extra von den Kindern und jugendlichen Personen erhalten. Es ist doch nicht nöthig, daß ihnen noch weiter eine solche Prämie bewilligt werde! . . .

(Der Redner tritt dann für die Einführung der Gewerbeordnung, aber gegen alle vorbehaltenen Ausnahmedeterminungen ein und schließt dann mit den Worten:)

Wir meinen, daß die Ausnahme in dieser Beziehung für Elsaß-Lothringen lange genug gewährt hat. Es ist genug der Schonung der Reichen gegenüber den Ärmsten.

## Aus dem Reichstage.

Sonnabend, 10. Dezember. Die Kornzoll-Kommission ist heute mit ihren Arbeiten zu Ende gekommen, und wie die erste Lesung, so schloß auch die zweite ohne eine Einigung über die Zollsätze. Nur in der Frage der Nachverzollung stellten sich 17 Mitglieder auf den Standpunkt Windthorst's, wonach alle Getreidelieferungen, die auf Grund älterer, vor dem 26. November abgeschlossener Verträge, die deutsche Grenze überschreiten, auch nur mit den älteren Zollsätzen zu belasten sind. Die Konservativen stimmten, nachdem die höchsten Sätze abgelehnt waren, wiederum gegen alle „Vermittlungs“-vorschläge, so daß selbst der freikonservative v. Dö (sprich: Au!), der dem Roggen und Weizen 5 (statt 6) Mark zukommen lassen wollte, jammern auf jede Anerkennung seines guten Willens seitens der junkerlichen Heißsporne verzichtete. Vielleicht findet Herr v. Dö im Plenum des Reichstages größere Gegenliebe. Auch das anmaßendste Agrarierthum läßt schließlich mit sich handeln, wenn sich sonst das ganze Geschäft zu zer schlagen droht.

Sonntag, 11. Dezember. Die zweite, tief in das ganze Volksleben einschneidende Vorlage der Regierung liegt nunmehr ebenfalls vor: betraf die erste eine Steigerung der Brodsteuer, so gilt die zweite nunmehr einer Verschärfung der Blutsteuer.

Die großen militärischen Mehrforderungen folgen neuerdings mit einer geradezu unheimlichen Geschwindigkeit aufeinander. Wir sind in Deutschland gewiß auf diesem Gebiete nicht verwöhnt; wir haben nach dem Bruberrieg von 1866 und nach dem deutsch-französischen Feldzug schwere Bürden auf die Schultern des Volkes wälzen sehen, wir haben 1874 dem unerbittlichen Moloch, der seine Opfer haben will, alles bewilligt, was die lebende Generation ertragen zu können schien. 1880 jedoch kam die Regierung bereits mit neuen Forderungen, mit Forderungen von solcher Schwere, daß selbst konservative Politiker und Publizisten damals von starrem Schreden befallen schienen. Man überwand ihn, man tröstete sich mit den üblichen Trostgründen, die trotz des täglich wachsenden Verbrauchs noch immer billig sind wie Brombeeren. Man bewilligte die verlangten 25 000 Mann, man bewilligte auch die verlangte Neuerung in der Ausbildung der Ersatzreservisten, eine Neuerung, die tief in das wirtschaftliche Leben vieler Tausender, und wahrlich nicht erleichternd, eingriff. Aber man bewilligte das Alles nur in der Erwartung, daß der Bogen nunmehr nicht weiter gespannt werde, weil die Grenze des Zulässigen längst erreicht sei. Welch ein Wahn, zu glauben, die Lawine, die zermalmend über unseren Erdtheil dahinrollt, werde in einem gegebenen Augenblicke von selber in ihrem Laufe einhalten, weil — nun weil heute auch denen, welche sie entseht haben, vor ihrer riesenhaften Größe graut. Die Logik der Dinge treibt jetzt alle Staaten Europas unaufhaltsam weiter in den Abgrund, und so hat man in Deutschland erst zu Anfang dieses Jahres wieder 40 000 Mann und 300 Millionen Mark für militärische Zwecke zugestanden. Als die 40 000 Mann zuerst verlangt wurden, da verheimlichte man sorgsam die späteren Forderungen. Als diese auftauchten, ahnte kein Mensch, daß noch große „Erweiterungen der Wehrpflicht“ bevorstünden. Nun haben auch diese die Form eines Geschenkwurfes angenommen und sie werden zweifellos auch bald die Form eines Gesetzes erhalten — aber wer wagt es noch, zu betonen, daß nunmehr das Ende aller militärischen Opfer erreicht sein müsse? Diese Opfer sind stetig zunehmend gewachsen und sie werden es weiter thun.

Die neue Regierungsvorlage unterscheidet sich von früheren besonders dadurch, daß sie weniger in die Finanzen des Reiches, um so mehr aber in die Erwerbsverhält-

nisse des ganzen Volkes eingreift. Der Gesetzentwurf bedeutet für das deutsche Volk eine wesentliche Erweiterung und Verschärfung der allgemeinen Dienstpflicht. Erstens wird für den Kriegsfall die Dienstpflicht über das 42. Lebensjahr hinaus bis zum vollendeten 45. Lebensjahre ausgedehnt. Zweitens wird über die gedienten Mannschaften vom 32. bis 39. Jahre eine Anmeldepflicht zur Stammtafel eingeführt. Drittens erfährt die Dienstpflicht der Ersatzreserve nicht unerhebliche Erweiterungen auch für den Frieden.

Letzterer Punkt bedarf noch einer näheren Bestimmung. Während seit 1880 die Zahl der Ersatzreservisten erster Klasse, welche Friedensübungen durchzumachen hatten, alljährlich durch den Etat bestimmt wurde, sollen künftig alle Ersatzreservisten Friedensübungen der Ersatzreserve durchmachen. Zugleich werden diese Friedensübungen erweitert. Die erste zehnwöchentliche Übung bleibt wie bisher bestehen. An Stelle einer zweiten Übung von 4 und einer dritten und vierten Übung von je 2 Wochen tritt dagegen eine zweite Übung von 6 Wochen und eine dritte Übung von 4 Wochen. Die gesammte Übungszeit erfährt also eine Verlängerung von 18 auf 20 Wochen. Die Ersatzreservisten verbleiben in der Ersatzreserve volle 12 Jahre, also auch über das 32. Lebensjahr hinaus. Die Mannschaften der Ersatzreserve können alljährlich einmal und zwar zu den im Frühjahr stattfindenden Kontrollversammlungen herangezogen werden. Eine Erweiterung der Dienstpflicht besteht auch darin, daß die Friedensübungen ausgedehnt werden auch auf solche Ersatzreservisten, welche der Ersatzreserve zugetheilt wurden infolge der Reklamationen wegen häuslicher Verhältnisse und zeitiger Untauglichkeit.

Mit diesen tiefen Eingriffen in die bürgerliche Existenz von Hunderttausenden ist die Bedeutung der Vorlage jedoch noch nicht erschöpft. Aus der Begründung der Regierungsforderung geht nämlich hervor, daß später auch während des Krieges eine viel schärfere und ausgedehntere Heranziehung der einzelnen Truppenteile stattfinden soll, daß in Zukunft sofort bei Abbruch der diplomatischen Beziehungen die gesammte mobilisirte Armee vor den Feind gebracht werden und die minder wichtigen militärischen Obliegenheiten den Ersatztruppen überlassen bleiben sollen. Es geht aus dieser Begründung hervor, daß in Zukunft das Aufgebot des Landsturms nicht der letzte Akt der Nothwehr sein soll, sondern daß dieses Aufgebot bereits bei Beginn der Mobilisirung erfolgen wird; denn während bisher der Landsturm nur zusammenzutreten sollte, „wenn ein feindlicher Einfall Theile des Reichsgebietes bedroht oder überzieht“, legt der Gesetzentwurf dem Landsturm ganz allgemein die Pflicht auf, „im Kriegsfalle an der Vertheidigung des Vaterlandes Theil zu nehmen.“ Nur von dem zweiten Aufgebot des Landsturmes wird gesagt, es solle nur aufgerufen werden, „wenn der Kampf um die Existenz dazu zwingt, alle gesetzlich noch verfügbaren waffenfähigen Mannschaften heranzuziehen.“ Es zeigt sich mithin, daß in Zukunft der Landsturm eine viel größere Dienstlast und eine weit höhere Bedeutung haben wird als bisher, zumal offenbar schon im Frieden für die Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung des Landsturmes Fürsorge getroffen werden soll. Diese Erweiterung der Aufgaben des Landsturmes fällt um so mehr in's Gewicht, als, wie erwähnt, gleichzeitig die Landsturmpflicht vom zweiundvierzigsten bis zum vollendeten fünfundsiebzigsten Lebensjahre ausgedehnt wird. Wie bedeutsam diese Landsturmpflicht werden kann, geht auch aus der Bestimmung hervor, daß deutsche Bürger, welche sich im Auslande befinden und dort eine ihren Lebensunter-

halt sichernde Stellung gefunden haben, von der Pflicht zur Rückkehr im Kriegsfalle nur entbunden werden können, wenn sie sich in außereuropäischen Ländern befinden.

Welche Schaaren von Menschen sind schon um Stellung und Existenz gekommen durch die bisher übliche zwangsweise Heranziehung zum militärischen Dienst. Wie würden diese Armeen des Glücks erst wachsen, wenn in Zukunft die Heranziehung eine noch viel schärfere geworden ist! Denn daß der Reichstag in seiner heutigen Zusammensetzung nicht bloß die Prod-, sondern auch die Blutsteuer ganz nach Wunsch der Regierung steigern wird, wer wollte das nach den seit dem 21. Februar gemachten Erfahrungen noch bezweifeln?

Montag, 12. Dezember. Gegenstand der Tagesordnung ist zunächst die erste Berathung des Gesetzentwurfs, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen. Die Vorlage bestimmt, daß die deutsche Gewerbeordnung mit dem 1. Januar 1889 als Reichsgesetz in Elsaß-Lothringen in Kraft tritt, läßt es aber in Bezug auf die Herstellung und Verbreitung von Druckschriften, auf Theaterpolizei, Wirtschaftsbetrieb und Verschleierungswesen bei den bestehenden Landesgesetzen. Auch in der Beschäftigung jugendlicher Arbeiter wird den Fabrikanten bis zum 1. Januar 1891 größerer Spielraum gelassen. Die Debatte bot den elsässischen Abgeordneten Gelegenheit, sich ihrer Arbeiterfreundlichkeit zu rühmen, während der Sozialdemokrat Sabor an der Hand neuerer Untersuchungen die ganze Heuchelei der elsässischen Unternehmerrhantropie brandmarkte. Einen längeren Auszug dieser Rede finden unsere Leser an anderer Stelle.

Die weiter zur Berathung stehende Vorlage, die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen betreffend, wurde an eine Kommission von 14 Mitgliedern überwiesen. An der Debatte betheiligte sich von den Sozialdemokraten der Abg. Singer, der auf den Ausschluß der Oeffentlichkeit bei den vielen Sozialistenprozessen und seine Folgen bezüglich der Rechtsprechung hinwies. Ferner sei die Beschränkung der Presse in der Berichterstattung ein Angriff auf die verfassungsmäßig gewährleistete Pressfreiheit. Redner fuhr dann etwa fort:

Wir verlangen, daß die Rechtsprechung unter der Kontrolle der Oeffentlichkeit geschieht. . . . In allen Prozessen, die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit geführt worden sind, ist immer der Hauptverwerth auf die Aussagen jener vertrauenswürdigen Leute gelegt worden, die von den Polizeibehörden kommen und sagen: „Wir sind von unserer vorgesetzten Behörde ermächtigt, unsere Aussagen zu machen.“ Wenn jetzt wieder eine Verschärfung der Ausschlußbedingungen eintritt und wir schließlich dahin kommen, daß alle politischen Prozesse im Interesse der öffentlichen Ordnung unter Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandelt werden, so werden die Kronzeugen schließlich eine noch größere Rolle bei uns spielen, als die Kronzeugen in Irland. Wir werden daher dem Gesetze nicht zustimmen, gleichviel, ob es an eine Kommission verwiesen wird oder nicht. Wenn diese Vorlage Gesetz wird und auf diesem Wege weiter fortgeschritten wird, so kann von öffentlicher Rechtsprechung bei uns nicht mehr die Rede sein. . . . Die Gesetzgebung auf diesem Gebiete harmonirt wunderbar mit der ganzen Entwicklung der letzten Jahre. Durch die Kornzölle, durch die Vertheuerung der Lebensmittel wird das Volk langsam ausgehungert, das Koalitionsrecht wird vernichtet, durch Gesetze, wie dieses, vernichtet man den letzten Rest an politischen Rechten, indem man die Richter der öffentlichen Kontrolle durch die Oeffentlichkeit entzieht. Diese Harmonie der Gesetzgebung gravitirt nach der vollständigen Vernichtung aller Volksrechte, nach der Herrschaft der Großen, Mächtigen und der Anekdoten der Kleinen, Vestalinen. Wir machen eine solche Gesetzgebung nicht mit, aber ich bitte auch in Ihrem Interesse: Ueberlegen Sie auch vor diesem Schritte, ob er nicht Folgerungen herbeiführen wird, unter denen Sie mehr zu leiden haben werden als wir!

Mittwoch, 14. Dezember. In der Hand des Zentrums lag gestern und heute die Entscheidung über die Kornzollvorlage, und das Zentrum hat zu Gunsten der

weiteren Brodvertheuerung entschieden. Freilich, für die vollen sechs Mark der Regierung ist es nicht eingetreten, aber es hatte sich auf ein Angebot von 5 Mark für Roggen und Weizen geeinigt und diese Einigung war eine so vollkommene, daß selbst Herr Reichensperger, der vor einigen Wochen eine scharfe Flugschrift gegen jede Zollerhöhung in das Land hinausgeschickte, sich dem Einfluß des Herrn Windthorst beugte und für die Zollerhöhung stimmte. Man sieht, daß das Zentrum gar keine Ursache mehr hat, den Nationalliberalen politische Rückgratlosigkeit vorzuwerfen. Die Erhöhung des Zolles für Weizen auf 5 Mark wurde gestern mit 227 gegen 125 Stimmen gebilligt, die Erhöhung des Roggenzolles mit 213 gegen 126 Stimmen.

Weiter wurden heute, der Regierungsvorlage entsprechend, folgende Zollerhöhungen durchgesetzt: Hafer von 1,50 auf 3 Mark, Mais von 1 auf 2 Mark, Malz von 3 auf 4 Mark. Die Zollsteigerung für Raps und Rübsaat wurde aus Fürsorge für die Delinndustrie abgelehnt, ebenso fand die von den Agrariern beantragte Einführung eines Kleiezolles keine Mehrheit, während der Sejezoll nach dem Antrag Windthorst unter dem Widerspruch der Regierung von 42 auf 65 Mark erhöht wurde.

Donnerstag, 15. Dezember. Heute wurde die zweite Lesung der Kornzollvorlage beendet und zwar durch die Entscheidung über die Nachverzollung. Die äußerste Rechte forderte Verzollung alles eingehenden Getreides nach dem neuen Tarif, soweit es am 26. November — dem Tag der Einbringung der Gesetzesvorlage — nicht schon unterwegs war. Windthorst will in der alten Weise auch dasjenige Getreide verzollt sehen, dessen Lieferung vor dem 26. November vertragsmäßig festgesetzt wurde, wenn es auch noch nicht verladen ist. Diefem Antrag schloß sich der Reichstag an, obwohl Minister Lucius sich heftig dagegen erklärte.

Die darauf folgende Berathung der Verlängerung des Meistbegünstigungsvertrages mit Oesterreich-Ungarn nahm sich um so wunderlicher aus, als gerade Oesterreich-Ungarns Interessen durch unsere Lebensmittelzölle auf das Schwerste getroffen werden und als die Reichstagsmajorität doch fortgesetzt ihre Sehnsucht nach einem „engeren Handelsbündniß“ betonte. Versöhnende Worte und entzweihende Thaten!

Der „Reichsanzeiger“ publizirt die Verlängerung des sogenannten kleinen Belagerungszustandes für die Stadt- und Landkreise Frankfurt und Hanau, den Kreis Höchst und den Obertaunuskreis bis 30. September 1888.

Freitag, 16. Dezember. Die Ausschüsse des Bundesraths haben dem Gesetzentwurf, betreffend Verlängerung des Sozialistengesetzes auf 5 Jahre und die Verschärfung der Bestimmungen über die Ausweisung, bereits zugestimmt. Alles Nähere wird streng geheim gehalten.

### Briefkasten.

G. A. Rost kam im Herbst 1882 nach Amerika und redigirte, abgesehen von der Zeit, während welcher er im Gefängniß saß, das Wochenblatt „Freiheit“, schrieb auch mehrere Broschüren.

Hamburg. Besten Dank. Für diese Nummer leider zu spät, da Freitag Mittag Redaktionschluss.

Weibliche Arbeitslöhne. In nächster Nummer. Obst, Mantelfestfrage 6. Wir nahmen uns in Nr. 17 Ihrer an, erfahren aber, daß Sie systematisch Zeitungen mit Ihren Klagen heimsuchen und die Unterhaltungen kaum so nöthig haben. Dies unferen Lesern zur Orientirung.

## Märchen- und Bilderbücher

empfehl in größter Auswahl

**R. Kohlhardt, Brandenburgstraße 56.**

Annahme von Abonnements für sämmtliche Zeitschriften. — Jede Buchbinderarbeit wird sauber ausgeführt.

## Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von **Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.**

Reelle Waare. Prompte Bedienung.

## Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von **C. Klein.**

15. Ritterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Gärtnern u. Bronceur (C. S. 60.)

Als passendes, billiges und schönes Festgeschenk

empfehle das Portrait von

**Karl Marx und Ferdinand Lassalle**

in Celfarbendruck. Format 43:34 cm.

Reduzirter Preis pr. Stück Mk. 1,15 gegen baar.

Briefmarken werden auch in Zahlung genommen.

**C. Manz-Schäppi, Bähringerstr. 24, Zürich.**

Tuch-, Bukskin-, Plüsch-, Krimmer-Restehandlg. Karte, Kaufverpfl. 1, Ede Waldemarstr.

## Berein der Sattler.

Am 1. Weihnachtstfesttag große musikalisch-bellamatorische Abendunterhaltung unter gef. Mitwirkung renommirter Spezialitäten in den Gesammträumen des Ballhauses, **Joachimstr. 20.** Nachdem Weihnachts-Verloofung für Kinder. Von 12 Uhr ab Tanz-Stränzchen. Eröffnung 6 1/2 Uhr. Anfang präpfe 7 Uhr. Billets 40 Pf. Tanz frei.

Billets sind am Vereins-Abend, sowie im Restaurant, Neue Jakobstr. 11, zu haben. Abendkasse findet nicht statt. **Das Komitee.**

## Weihnacht 1887.

Als billiges Geschenk empfiehlt der Unterzeichnete folgende um mehr als die Hälfte im Preise herabgesetzte Bücher-Kollektion:

Einzeln werden diese Bücher nur zum Ladenpreis abgegeben.

- Bebel.** Die mohamedanisch-arabische Kulturperiode.
- Beber.** Geschichte der Arbeiter-Agitation in England.
- Brunemann.** Skizzen und Studien zur französischen Revolutionsgeschichte.
- Duff.** Der Jergang des Lebens Jesu. 2 Bände.
- Engels.** Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats.
- König.** Schwarze Kabinette.
- Marx.** Das Glend der Philosophie.
- Quard.** Die Arbeiterbewegung.
- Stamm.** Die Erziehung der barthenen Menschheit.
- Wedde.** Größe des Werden. Gedichte nebst Anhang.
- Welfelme.** deutscher Dichtung.
- Ctto Walker.** Braunschweiger Tage. Roman.
- — — Kranke Herzen. Zwei Romane.
- — — Eine mittelalterliche Internationale. Historische Novelle.

Sämmtliche Bücher sind gut gebunden und mit Goldtitel auf dem Rücken versehen.

Der Preis beträgt für die gesammte Kollektion Mk. 15.—. — Einzeln werden die oben angezeigten Bücher nur zum Ladenpreis abgegeben.

Die Preisermäßigung gilt nur für den Monat Dezember 1887. Später treten die alten Preise wieder ein.

Bei Bestellungen wolle man gef. „Bücher-Kollektion“, Preis Mk. 15.—, verlangen.

Zu beziehen vom unterzeichneten Verlag gegen Einzahlung des Betrags.

Ferner empfehle als geeignete

### Weihnachts-Geschenke:

- Weltrecht.** Ein Buch in die Neue Welt. Elegant gebunden. Mk. 3.—
- Frühbrotbuch.** Gebunden. Mk. 1,50.
- Duff.** Geschichte. Proschband. Mk. 1,50.
- Internationale Bibliothek.**
- Band I: Die Darwin'sche Theorie. Gebunden. Mk. 2.—
- Band II: Karl Marx' Oekonomise Lehren. Gebunden. Mk. 2.—
- Band III: Weltanschauung und Weltuntergang. Gebunden. Mk. 2,50.
- Band IV: Die ländliche Arbeiterfrage. Gebunden. Mk. 1,50.
- Band V: Thomas More und seine Utopie. Gebunden. Mk. 2,50.

**J. H. W. Dietz in Stuttgart.**

## Fachverein der Former und verw. Berufsgenossen.

### Mitglieder-Versammlung

am Sonntag, den 18. d., Vormittags 10 Uhr.

in **Faustmann's Lokal, Invalidenstr. 144.**

#### Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Dr. Wentendorff: „Barum denken wir und warum müssen wir denken?“ Diskussion.

2. Vorstandswahl.

3. Verschiedenes und Fragelasten.

Der Wichtigkeit der Tagesordnung wegen bitten wir um recht regen Besuch. Der Vorstand.

Unser Arbeitsnachweis befindet sich

**Ritterstraße 123, bei Godthe und**

**Chausseestraße 73, bei Wolf.**

## Fachverein der Tischler.

Montag, d. 19. Dezember, Abends 8 1/2 Uhr, in **Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28,**

### Mitglieder-Versammlung.

#### Tagesordnung:

1. Die Innungen und die obligatorischen Arbeitsbücher. 2. Antrag, betr. Unterbindung des denaturirten Spiritus. 3. Vereins-Angelegenheiten. 4. Fragelasten. — Mitgliedsbuch legitimirt. — Neue Mitglieder werden aufgenommen. — Billets zur Weihnachtsfeier des Vereins sind in der Versammlung, Sonnabends auf den Zahlstellen des Vereins, sowie bei den bekannten Mitgliedern zu haben.

Der Vorstand.

(Nachdruck verboten.)

## Polska Maria.

Eine masurische Dorfgeschichte  
von Richard Stowronnek.

Lautlos glitt unser Schlitten auf dem schmalen Gefelle dahin, das sich geradlinig durch den schneebehangenen Kiefernwald zog, schier endlos, meilenweit, vor dem in der Ferne spähenden Auge sich immer wieder zusammenschließend. Die Luft war weich und still, wie vor dem Nahen des Thauwindes. In den struppigen Haaren der trabenden Gänse hing weißer Reif, und weiße Strahlen entströmten ihren schnaufenden Rüstern. Regungslos starrten die graurothen Kiefern zu beiden Seiten des Weges den Himmel, die grünen Aeste schneeverhangen und unten zwischen den Stämmen dehnte sich in weichen Wellenlinien die weiße Decke, aus der die krausen Spitzen des Tannenunterholzes hervorlugten, wie grüner Schaum aus weißen Wogenkämmen.

Kein lebendes Wesen ringsum, nur ab und zu lief die einreihige Fährte eines Fuchses quer über den Weg, oder die winklige Spur eines Hasen, der irgendwo unter schneeverwehter Tanne sein warmes Tageslager haben mochte.

Ludjich Mrowka, unser Pferdewechter, ein altes noch von den Großeltern überkommenes Hofinventar, sah zusammengesauert auf dem umfangreichen Futterack im Vordertheil des Schüttens; die in strohgefütterten Holzschuhen wohlverwahrten Füße auf das Querholz der Deichsel gestemmt, sog er behaglich an der mit „Selbstgebaute“ gefüllten kurzen Tabakspfeife und unterhielt sich halbblaut mit den Gänsen. „Lauf, Maruschka, mein altes fettes Schweinchen, wir müssen noch vor Abend wieder zu Hause sein. Sieh, wie zierlich und schnell die Trina ihre Beine setzt, wie ein junges Mädchen, das den Kosak tanzt, wenn es weiß, daß der Geliebte ihm auf die Füße sieht, bei Maruschka lauf!“

Auf der rechten Seite des Weges begann sich der Wald zu lichten, ein halbverwehter Weg zweigte sich ab, der nach einer kleinen Ansiedelung führte. Wie Nebelhühner, die sich zur Winterszeit auf schneeigem Felde zusammen-drängen, um sich aneinander zu erwärmen, lagen die niedrigen Hütten mit grauen Holzwänden da; nur der kerzengerade aus den Schornsteinen emporsteigende bläuliche Rauch verrieth, daß sie bewohnt waren.

Am Kreuzwege stand ein altes Mütterchen; den Rücken gekrümmt unter einer Last dünnen Holzes, war sie aus dem Geleise getreten, um unsern Schlitten vorüber zu lassen. Sie hatte die zerfetzten Röcke bis über die Knie geschürzt, ihre Füße waren zum Schutz gegen Kälte und Schnee dick mit Lumpen bewickelt. Als wir vorüberkamen, öffnete sie den zahlosen Mund zum Grusse, uns aus blöden, wimperlosen Augen anstarrend.

Ludjich Mrowka hieb auf die Pferde ein, spie dreimal aus und als wir ein Stück weit gefahren, begann er, rückwärts gewandt, auf die Alte zu schimpfen, die uns noch immer regungslos, auf einen abgebrochenen Kiefernast gestützt, nachsah.

„O du Großmutter des lebendigen Satans, daß Dich ein heiliges Gewitter in den Boden verschlage! Was hab' ich gesagt, junger Herr, als wir von Hause fuhren? Ich hab's doch gewünscht, daß uns diese Here mit dem bösen Blicke über den Weg laufen würde.“

„Hast Du denn Angst vor dem alten Weibe, Ludjich?“ unterbrach ich ihn.

Ludjich machte ein verächtliches Gesicht. „Angst, junger Herr? Nein, aber die alte Here kann mehr als Brod essen. Fragen Sie wen Sie wollen, Panitzku, jeder Mensch wird Ihnen sagen, daß sie schon viel Unglück in die Welt gebracht hat. Ich weiß, was ich weiß.“

Und nach einer Weile, da ich schwieg und ihn nicht weiter auszufragen suchte, wandte er sich wieder zu mir und begann, verlegen an seiner Pelzmütze rüttelnd: „Ich weiß nicht, junger Herr Wohlthäter, ob Sie mir das übel nehmen würden, wenn ich Ihnen erzähle —“

Ich nickte, und unaufhaltsam, nur von einzelnen an die Gänse gerichteten Zurufen unterbrochen, ergoß sich der geschwähige Strom seiner Erzählung.

„Sehen Sie, Panitzku“, begann Ludjich Mrowka, nachdem er sich mit prüfendem Finger versichert, daß der Tabak in der Pfeife noch reichlich vorhanden, „sehen Sie, dort, wo jetzt die paar Chalupen stehen, war einst ein großer Bauernhof. Wie lange es her ist, weiß ich nicht, aber ich war damals wohl ein paar Jahrzehnte jünger als heute. Der Hof gehörte dem Vater der alten Here, die da am Wege stand, und ich diente dem alten Samiel Rudrigki als Zweiter bei den Pferden. Ich seh' ihn noch, wie heute, den alten Bauer, groß wie Ihr Herr Vater und streng und böse, junger Herr — ich ging ihm immer hundert Schritte aus dem Wege, wenn ich seinen weißen Bart um die Ecke kommen sah. Die alte Maria war damals ein junges Mädchen, groß und schlant wie ein Birkenbaum, und ein weißes Gesicht hatte sie wie ein Stadtfraulein. Sie war das einzige Kind und, da die Mutter schon lange gestorben war, hat sie ganz allein mit ein paar Mädchen die Wirtschaft geführt, aber ich hatt' lieber gewünscht, die alte Bäuerin wär' noch am Leben

gewesen, denn so milchig und gut das Frauenzimmer aus-sah, ein Satan war sie schon damals. Wie Hunde sind ihr die ledigen Bauernsöhne aus den Dörfern ringsum nachgelaufen, und manch einer hat Nachts an ihrem Fenster gestanden bis sie ihm eine Schüssel mit Wasser über den Kopf goß und ihn mit Scheltworten wegtrieb. Auf den Tanzboden ist sie gar nicht gegangen, und die Leute haben den Kopf geschüttelt und nicht gewußt, was sie aus dem Mädchen machen sollten. Ich aber wußte es, ich ganz allein, aber ich hätte mir eher die Zunge abgebissen, ehe ich zu einem Menschen ein Wort gesagt hätte. Sehen Sie, junger Herr, da diente auf dem Hofe ein Pole, ein noch junger Mensch, nicht viel älter als ich. Er war von jenseits der Grenze gekommen; ob er dort vielleicht Einen umgebracht hatte oder ob er dort vom Militär fortgelaufen war — was weiß ich? Es war ein schlanker Mensch mit schwarzen Augen, wie Kohlen, und einem dünnen schwarzen Schnurrbart, in dem man die Haare zählen konnte. Hübsch war er nicht, junger Herr, aber wenn er Abends auf der Fiedel spielte oder seine Lieder sang, dann mußte man ihm gut sein, ob man wollte oder nicht. Damit muß er es auch der Maria angethan haben, oder es war vielleicht noch etwas anderes dabei, denn richtig war es nicht mit ihm — wie hätte sie sonst ihr Herz an diesen hergelaufenen Landstreicher hängen können, von dem kein Mensch wußte, wer seine Eltern waren und woher er kam. Vor den Leuten hat sie zu ihm nicht anders gethan, wie zu dem anderen Gesinde. Sie raffte hinter ihm den Roggen, stakete mit ihm das Heu ein und aß mit ihm an einem Tische wie mit uns allen, und ich mußte lügen, junger Herr, wenn ich sagen wollte, ich hätte es gesehen, daß er seine Augen vor den Leuten zu ihr aufgehoben hätte. Eines Abends aber, der alte Bauer war schon schlafen gegangen, ich stand mit meiner Pfeife draußen an der Hofmauer und dachte, ob ich noch in's Dorf hinuntergehen sollte, da hörte ich hinter mir ein paar Stimmen leise klüffern. Halt, dachte ich, das ist die Anka, die bei den Kühen war, mit ihrem Schaf. Die wirst Du schön erschrecken.

Ich redete mich leise über die Mauer herüber, aber ich muß doch wohl ein Geräusch gemacht haben, denn die unten fuhren auseinander; ein Frauenzimmer lief dem Hause zu — ich brauchte nur mit einem Auge hinzusehen, um zu wissen, daß es Maria war — und ich sah in die funkelnden Augen von dem Polen.

„Hundsblut verdammtes, was suchst Du hier?“ zischte er mich an, ich aber ließ mich leise herunter und schlich auf die andere Seite des Weges in den Schatten, wo er mich nicht sehen konnte. Wichtig, er kam gleich darauf aus dem Hofthor, ging an der Mauer entlang und sah sich nach allen Seiten um. Als er Niemanden fand, kehrte er wieder um.

Ein Paar Tage vergingen, und ich merkte wohl, daß mich die Beiden mit argwöhnischen Augen ansahen, aber ich verrieth mich nicht.

Der Pole, Jan Larnicki nannte er sich, schlief mit mir in einer Kammer hinter dem Pferdestall. Bis jetzt hatte ich nicht darauf geachtet, wenn er des Nachts von seinem Lager aufstand. Denn er erzählte es jedem, der es hören wollte, daß er in's Nachbardorf zu einer Rättners-tochter ginge, aber von dem Abend fing ich an, ihm auf seine Wege zu passen. Und es dauerte nicht lange, da wußte ich Alles. Eines Nachts stand er auf, bog sich über mich, um zu hören, ob ich schlafte, zog sich an und ging leise fort. Ich ihm nach, aber draußen war es so dunkel, daß man seine Hand nicht vor den Augen sehen konnte, und ich glaube, er hätte mich umgebracht, wenn er gemerkt hätte, daß ich ihm aufpaßte. Ich wartete also ein Weilchen und dann schlich ich mich auf bloßen Sohlen in den Garten, auf den das Kammerfenster der Maria ging. Hier drückte ich mich an den alten Birnbaum und wartete. Wohl eine oder auch genau zwei Stunden mochte ich gestanden haben, da hörte ich das Fenster öffnen, ein weißes Gesicht bog sich heraus und sah sich nach allen Seiten um — mir schlug das Herz bis in den Hals hinein und ich brückte mich fester an den Baum — dann kletterte der Pole wie eine Kage heraus und huschte um die Ecke. Ich blieb noch eine Weile stehen, dann kroch ich in der Scheune in's Stroh, aber ich konnte kein Auge zumachen, ich zitterte am ganzen Leibe.

Als es am Himmel anfang roth zu werden, ging ich in unsere Kammer zurück. Der Pole lag in seinem Bett auf dem Rücken, die Hände unter den Kopf geschlagen. Er war wach, und als ich hereintrat, richtete er seine brennenden Augen auf mich.

„Na, wo hast Du Dich herumgetrieben, Ludjich?“

Ich hatte mir schon einstudirt, junger Herr, was ich sagen wollte, denn so dumm war ich auch nicht, mich von dem Polen fangen zu lassen. Ich kratzte mir also hinter's Ohr und sagte ärgerlich: „Ich war unten im Dorf, aber mein Fenster wurde nicht aufgemacht!“

Da lachte der Pole, drehte sich auf die andere Seite und murmelte etwas zwischen den Zähnen, was ich nicht verstand.

Ein paar Tage waren vergangen, wir hatten den Roggen glücklich eingebracht und feierten den „Blon“ auf dem Hofe. Am Vormittag war der alte Gospodarz Soika, dessen zweiter Sohn schon lange ein Auge auf unsere Hofstochter geworfen hatte, dagewesen und hatte

lange mit dem alten Bauer gesprochen. Dann hatten sie die Maria rufen lassen, und als sie wieder aus der Stube herauskam, war sie blaß wie der Tod, aber sie trug den Kopf hoch und war wie sonst. Des Abends kamen ein paar Bauernsöhne, der Fritz Soika war auch darunter, mit ein paar Mädchen herüber. Jan Larnicki spielte und wir tanzten in der großen Stube unter dem am Balken hängenden Erntekranz.

Die Maria saß neben ihrem Vater hinter dem Eichen-tisch. Das Gesicht in die Hände gestützt sah sie dem Polen zu, wie er die Fiedel spielte, so lustig und traurig zugleich, daß man in einem Athem hätte lachen und weinen mögen. Da schritt der Fritz Soika auf den Tisch zu, der alte Bauer lachte ihn an und hielt ihm das Glas mit Schnaps entgegen. Er trank und faßte dann die Hände der Maria, um sie hinter dem Tisch zum Tanze hervorzuziehen. Sie riß sich zuerst los, dann aber ging sie aus der Bank heraus und trat mit ihm zum Tanze an. Doch als sie die ersten Schritte machten, hörte der Pole auf zu spielen.

Der alte Bauer stand hinter dem Tische auf und, roth im Gesicht vor Wuth, schrie er zu ihm herüber:

„Hundsblut verdammtes, weshalb spielst Du nicht, wenn Deine Herrtentochter mit ihrem Bräutigam tanzen will?“

Jan Larnicki faßte seine Fiedel an beiden Enden und sie über dem Knie zerbrechend warf er die Stücke dem Paar vor die Füße:

„Wenn der Bräutigam tanzen will, dann mag er auch selber spielen!“

Der Bauer arbeitete sich hinter dem Tische hervor, der Pole hatte sich hoch aufgerichtet und schrie ihm entgegen:

„Bauer, wenn Du die Hochzeit Deiner Tochter feierst, dann kannst Du mich gleich zum Taufpathen laden; das Kind, das sie unterm Herzen trägt, gehört mir!“

Der alte Bauer taumelte, als hätte ihn einer mit der Art vor den Kopf geschlagen, dann brüllte er auf wie ein wildes Thier und stürzte vorwärts. Seine Tochter warf sich dazwischen, er faßte sie bei den Haaren und schleuderte sie in die Ecke, dann blieb er mit einem Male stehen, stoch mit den Armen in der Luft und brach auf der Stelle zusammen, wie ein auf's Blatt geschossener Hirsch.

Wir hoben ihn auf und trugen ihn auf sein Bett. Er lag regungslos da, wie ein Stück Holz, nur ein leises Nöcheln zeigte, daß er noch lebte.

Die Maria kam an das Lager gewankt und setzte sich zu Häupten desselben auf einen Schemel. Ohne sich zu bewegen starrte sie auf das blau-rothe Gesicht ihres Vaters. Sie weinte leise und von Zeit zu Zeit wischte sie mit der bloßen Hand sich das Blut aus der Stirne, das unter den Haaren hervorrieselte.

Die große Stube hatte sich mit Neugierigen gefüllt, die aus der Nachbarschaft herbeigelaufen waren. Eine alte Tagelöhnerin drängte sich aus der Menge heraus mit einem nassen Tuche in der Hand, das sie dem Bauer auf die Stirne legte. Dann redete sie der Maria zu, sich zu verbinden und in ihre Kammer zu gehen.

Das Mädchen stand auf und folgte der Alten wie ein Kind, das keinen eigenen Willen hat. Die Leute wichen vor ihr zurück, als sie durch die Stube schritt. Sie schien dessen nicht zu achten, ihr Blick suchte unter den vielen Gesichtern nur eins; als sie an mir vorüberkam, trat ich an sie heran und flüsterte ihr zu: Er ist nicht mehr hier, den Du suchst. Er hat seine besten Sachen zusammengepackt und ein Junge hat ihn schon vor einer Weile fortreiten sehen auf der braunen Stute ohne Zaum und Sattel.

Ob die Maria meine Worte verstanden hatte, weiß ich nicht, sie wehrte mit der Hand ab, als wenn ihr eine Fliege um das Ohr summete, und ging in ihre Kammer.

Allmählich verliefen sich die Neugierigen, und wenn ich nicht dagewesen wäre, dann hätte der Bauer verlassen dagelegen, wie ein räudiger Hund. Ich setzte mich zu ihm und kühlte ihm die Stirn mit dem nassen Tuche. Gegen Morgen schlug er die Augen auf; er wollte sich bewegen, aber er konnte weder Hand noch Fuß rühren.

Und so ist es mit ihm auch geblieben. Er hatte die Sprache verloren, und der schwere starke Mann mußte abgewartet werden wie ein kleines Kind.

Allmählich beruhigte man sich in der Nachbarschaft. Mit der Verlobung war es aus seit dem Abend. Der Fritz Soika hätte die Maria wohl auch noch genommen trotz allem, was vorgefallen war, aber seine Verwandten ließen es nicht zu. Die Maria machte sich nichts aus dem Gerede der Leute; sie trug ihren Kopf ebenso hoch wie früher, nur wenn einmal der Name zu ihren Ohren kam, den ihr die Leute gegeben hatten, dann hat sie die Hände geballt und ihre Augen haben gefunkelt, als wollte sie den umbringen, der diesen Namen erfunden. In der Wirtschaft war sie noch fleißiger als früher, aber um ihren kranken Vater kümmerte sie sich wenig, kaum daß sie ab und zu einen Blick in die Kammer warf, wo er hilflos in seinem Bette lag.

Jan Larnicki blieb verschwunden. Wohin er gegangen, wußte kein Mensch zu sagen, wahrscheinlich war er nach Polen zurückgekehrt, wo sie wieder einmal angefangen hatten, mit den Russen Krieg zu führen.

Der Winter kam heran, und es war ein schlimmer Winter; bald hat es gefroren, bald hat es gethaut, die Saaten faulten auf den Feldern und böse Krankheiten herrschten im Dorfe.

An einem Abend, das Wetter war wieder umgeschlagen und draußen trieb der nasse Schnee gegen die Fenster, da sahen wir um das Herdfeuer herum, jeder mit seiner Arbeit beschäftigt. Die Maria und die Mädchen spannen, der Hütchen schälte Kartoffeln und — ich weiß es noch wie heute — ich schabte an einem Gartenstiel. Auf einmal geht die Thür auf und ein Mann tritt in die Stube, mit abgerissenen Kleidern, naß vom Kopf bis zu den Füßen und den Kopf mit einem blutigen Tuch verbunden.

Ich erkannte ihn zuerst, denn ich will elend werden, wenn's nicht wahr ist, junger Herr, ich hatte in diesem Augenblicke an ihn gedacht — es war der Pole.

Er mußte schnell gelaufen sein, denn sein Athem ging rasch, und er konnte sich kaum auf den Füßen halten.

Die Maria war aufgestanden und griff sich nach dem Kopfe, er warf sich vor ihr nieder, umklammerte ihre Arme und stammelte: „Maria, sei barmherzig, verbirg mich, die Strafnägel sind hinter mir!“

In dem Augenblicke, da er das sagte, sprang auch schon die Thür auf, und ein halbes Duzend von den Kerlen drang in die Stube. Das war damals anders wie heute, Panitzki, die Bande war frech und kam oft am hellen Tage in unser Dorf. Also sie stürzten in das Zimmer, und ehe noch einer von ihnen den Mund aufthun konnte, trat die Maria einen Schritt zurück, zeigte mit dem Finger auf den Polen und sagte mit heiserer Stimme: „Da steht er, den Ihr sucht!“

Junger Herr, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte, in meinem Leben werde ich den traurigen Blick nicht vergessen, den der arme Jan Larnicki dem Weibe zuwarf. Er sagte kein Wort, sondern hielt ruhig den Strafnägel seine Hände hin. Sie banden ihn und dann trieben sie ihn hinaus, wie ein Stück Vieh.

Kaum fünf Minuten hatte das Alles gedauert, es war wie ein böser Traum.

Als die Russen mit ihrem Gefangenen zur Thür hinaus waren, da lachte das Weib auf wie ein Satan. In derselben Nacht noch schenkte sie einem Kinde das Leben, aber das Würmchen starb bald, wer weiß, vielleicht hat sie es selbst noch umgebracht.

Ich hielt es nicht mehr auf dem Hofe aus, am nächsten Tage packte ich meine paar Sachen, ließ meinen Lohn und Alles im Stich und verdingte mich bei Ihrem Herrn Großvater selig, der gerade einen Knecht brauchte. „Und weiter?“ fragte ich.

„Weiter, Panitzki?“ erwiderte Lubjich Mrowka. „Weiter ist eigentlich nichts mehr zu erzählen. Mit der Maria ging es von diesem Tage bergab, der Hof brannte ab und der Grund und Boden kam unter die Saut, sie fing an, sich jeden Tag zu betrinken, so lange sie noch das Geld für den Schnaps hatte, und im Uebrigen, na, Sie haben sie ja heute gesehen, die Polska Maria, junger Herr!“

Und Ludwig Mrowka wandte sich ab und begann wieder das eintönige Zwiegespräch mit seinen Pferden.

(Frankf. Stg.)

## Friedrich Engels.

Von Karl Kautsky.

### I.

Die Zeit, in der die Geschichte der Arbeiterbewegung vom proletarischen Standpunkte aus geschrieben wird, scheint noch nicht gekommen, und sie dürfte noch in ziemlicher Ferne liegen. Man schreibt nicht Kriegsgeschichte mitten in der Schlacht, und die Schärfe der Klassengegenstände, die die heutigen Klassenkämpfe erzeugen, ist eher im Zu- als im Abnehmen begriffen.

Aber wenn ein Kämpfer, wie die Sozialdemokratie, nur wenig Ruhe findet, seine Vergangenheit eingehend und systematisch zu erforschen, so wirft er doch von Zeit zu Zeit einen Blick nach rückwärts und schöpft neue Kraft und Zuversicht, wenn er sieht, wie viel Terrain er bereits gewonnen hat. Eines der besten Mittel, dies zu ermitteln, besteht darin, den Spuren unserer Vorkämpfer zu folgen und den Weg zu überblicken, den sie zurückgelegt. Unter ihnen steht aber neben Karl Marx in erster Linie Friedrich Engels. Er hat mitgeholfen die moderne proletarische Bewegung zum Selbstbewußtsein zu bringen und sie auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen; er steht seit fast einem halben Jahrhundert in ihr und hat an ihren bedeutendsten Äußerungen thatkräftigen Antheil genommen. Sein Entwicklungsgang ist mit dem unserer Partei aufs Engste verknüpft, seine Geschichte ein gut Stück Parteigeschichte.

Nichts erscheint uns lehrreicher und ermutigender, als sie, denn sie läßt uns deutlich erkennen, wie viel das Proletariat in dieser Zeit gelernt hat, wie sehr es gewachsen, wie hoch sein Einfluß gestiegen ist. Mit der Geschichte von Engels ist verknüpft die Entwicklung der politischen Arbeiterorganisationen vom Verschwörungsclub zur Propagandagesellschaft und von dieser zur politischen Partei, mit ihr verknüpft die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft.

Diese Entwicklung und die wechselseitige Einwirkung, die Engels auf sie und sie auf Engels ausübte, eingehend darzustellen, würde natürlich den Raum dieses Blattes weit übersteigen, ganz abgesehen von anderen Erfordernissen einer solchen Darstellung, die mir fehlen. Vielleicht

dürfte aber auch die kurze Skizze, die ich mit den folgenden anspruchslosen biographischen Notizen geben will, nicht ganz unnützlich sein.

Friedrich Engels wurde 1820 in Barmen als der Sohn eines Fabrikanten geboren. Seine Heimath — die Rheinprovinz — war das industriell und politisch entwickelteste Land Deutschlands. Die Nähe Englands auf der einen und Frankreichs auf der andern Seite, die Lage an der Wasserstraße des Rheins, der Reichtum an Kohlen und Erzen, alles das hatte in der Rheinprovinz früher als anderswo in Deutschland eine mächtige Großindustrie entstehen lassen und eine dem Feudalismus feindliche, revolutionäre Bourgeoisie, aber auch ein starkes Proletariat, das bereits Keime eines besonderen Klassenbewußtseins entfaltete. Das Kleinbürgerthum überwog in den Rheinlanden weniger als anderswo in Deutschland.

Sie waren auch einer der wenigen deutschen Landstriche, die eine revolutionäre Tradition besaßen. Hatten sie doch zwei Jahrzehnte lang, bis 1815, unter dem Einflusse der französischen Revolution gestanden, zum Theil als französischer Besitz, und die Anschauungen und das Recht, die die große Revolution geschaffen, waren da in der Jugendzeit von Friedrich Engels noch in voller Kraft.

Damals war aber auch die Blüthezeit der deutschen Philosophie. Die gesellschaftliche Revolution des 18. Jahrhunderts mit ihren Ausläufern, die in England am offenbarsten als industrielle Revolution auftrat, in Frankreich als politische, wurde in Deutschland infolge eigenthümlicher Verhältnisse zu einer bloßen Revolution in den Köpfen, zu einer Revolution der Philosophie. Während die Revolution der Dinge in Deutschland viel langsamer und unvollständiger vor sich ging, als in Frankreich und England, wurde dafür die Revolution der Ideen um so gründlicher befochten.

Ihren Höhepunkt erreichte diese in der Hegel'schen Philosophie. Deutsche Schulmeister haben sie als eine reaktionäre Rechtfertigung alles Veralteten und Verrottenen denunziert. Hegel sagte nämlich: „Alles, was wirklich ist, ist vernünftig, und alles, was vernünftig ist, wirklich.“ Die Schulmeister, die nur die veralteten und verrottenen politischen und gesellschaftlichen Formen ihrer Zeit sahen, glaubten, daß nach Hegel nur diese vernünftig seien. Sie vergaßen, daß die Keime des Neuen ebenso wirklich bestanden, als die Ueberreste des Alten.

Weit entfernt, konservativ zu sein, ist die Hegel'sche Philosophie ihrem innersten Wesen nach revolutionär, aber nicht im Polizeisinne, sondern im philosophischen Sinne, das heißt, durch die beständige Umwandlung und Umwälzung des Bestehenden, durch das beständige Erwaschen neuer und die beständige Ueberwindung bestehender Gegensätze. In diesem Sinne hat auch die Hegel'sche Philosophie in der That hauptsächlich gewirkt.

Neben einem Heinrich Heine, Feuerbach, Marx und Anderen, wurde auch Friedrich Engels von Hegel mächtig beeinflusst. Daß die Hegel'sche Philosophie nicht zu bloßer dialektischer Spielerei wurde, sondern zu einem Mittel wissenschaftlicher Forschung, nicht zu einer Methode, die wirklich bestehenden Verhältnisse aus den Ideen zu konstruieren, sondern die Ideen aus den wirklich bestehenden Verhältnissen zu begreifen: dafür sorgte bei Engels seine praktische und theoretische ökonomische Schulung. Er wollte ursprünglich ökonomische Universitätsstudien machen und hatte deshalb nach Durchmachung der kleinen Barmer Realschule (deren Anschauungsunterricht in Physik und Chemie ihm für seine naturwissenschaftliche Fortbildung eine unschätzbare Grundlage lieferte) das Gymnasium in Elberfeld bezogen. Familienverhältnisse und frühe politisch-oppositionelle Richtung, die ihm jede Beamtenkarriere verhasst machten, veranlaßten ihn, ein Jahr vor dem Abiturientenexamen die kaufmännische Laufbahn zu wählen. Er betrieb seine philosophischen Studien, indes er in einem Barmer Handelshause als Volontär arbeitete (seit 1838), sowie später in Berlin als Einjährig-Freiwilliger, und dann in Manchester, wo er von 1842—1844 in einem Fabrikgeschäft arbeitete, worin sein Vater Theilhaber war.

In England, im Mutterlande des Kapitalismus, erschloß sich seinem ökonomisch und philosophisch bereits geschärften Blick bald das Getriebe der kapitalistischen Produktionsweise. Deutlicher als anderswo konnte er dort die Lage des Proletariats erkennen, seine Leiden oder auch seine historische Zukunft. Sein Interesse für das Proletariat wurde mächtig gesteigert, und bald finden wir ihn mitten im Getriebe, sowohl des damals noch utopistischen Sozialismus, wie der damals noch nicht sozialistischen Arbeiterbewegung. Eifrig studirte er beide, aber nicht als Zuschauer, sondern als Mitkämpfer. Er wurde Mitarbeiter des „Northern Star“ (Nordstern), des Parteiorgans der Chartisten, und des „New Moral World“ (die neue sittliche Welt) von Robert Owen.

Auf seiner Rückreise nach Deutschland besuchte er Marx in Paris, mit dem er bereits im Briefwechsel stand. Von da an datirte ihre Freundschaft, die für beide von so weittragender Bedeutung werden sollte. Ihre Ideengemeinschaft wurde bald eine so innige, daß sie gemeinsam ein Buch verfassten, das ihren Bruch mit der Junghegel'schen Schule offenbaren sollte.

Der Hegelianismus war ja, wie die deutsche Philosophie überhaupt, ideologisch; er nahm an, die Ideen seien nicht Abbilder der wirklichen Verhältnisse, sondern hätten ein selbständiges Dasein und ihre Entwicklung sei der Grund der Entwicklung der Dinge. Dagegen erhoben sich Marx und Engels; sie hielten an der dialektischen Methode Hegel's fest, nicht aber am dogmatischen Ueberbau seiner Philosophie. An Stelle der Ideologie setzten sie

den Materialismus. Sie entschlossen sich, die wirkliche Welt — Natur und Geschichte — so aufzufassen, wie sie sich selbst einem Jeden giebt, der ohne vorgefaßte idealistische Schrullen an sie herantritt; man entschloß sich, jede idealistische Schrulle unbarmherzig zum Opfer zu bringen, die sich mit den, in ihrem eigenen Zusammenhang und in keinem phantastischen, aufgefaßten Thatsachen nicht in Einklang bringen ließ. Und weiter heißt Materialismus überhaupt nichts.\*)

Zum ersten Mal trat dieser neue, dialektische Materialismus auf in dem oben erwähnten Buche: „Die heilige Familie, oder Kritik der kritischen Kritik, gegen Bruno Bauer und Konsorten“. Es wurde 1844 in Paris geschrieben und erschien 1845 in Frankfurt. Der größere Theil ist von Marx verfaßt und der Inhalt, den Studien entsprechend, die dieser bis dahin vorwiegend getrieben, ein historischer und philosophischer. Das ökonomische Gebiet wird nur selten gestreift. Der proletarische Standpunkt tritt aber bereits deutlich hervor.

Indes sollten die Veröffentlichungen der Beiden bald einen mehr ökonomischen Charakter annehmen; Marx vertiefte sich immer mehr in die ökonomischen Studien. Engels selbst legte damals das Ergebnis seiner ökonomischen Forschungen in einer Arbeit nieder, von der erst jüngst eine englische Uebersetzung erschien, ein Zeichen, von welcher Bedeutung sie heute noch ist: wir meinen die „Lage der arbeitenden Klasse in England“, die 1845 herauskam.

Kleinere ökonomische Aufsätze von Engels waren schon früher erschienen. Vor allem ist da zu nennen ein Artikel in den von Marx und Ruge herausgegebenen „Deutsch-französischen Jahrbüchern“, 1844, betitelt: „Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie“. Dieser Artikel ist wichtig, weil hier zuerst der Versuch gemacht wird, den Sozialismus auf die politische Ökonomie zu begründen. Letztere kannte Engels damals nur sehr oberflächlich, z. B. den Ricardo nur aus seinem Verwässerer Mac Culloch. Daher manche Irrthümer neben einzelnen Keimen des wissenschaftlichen Sozialismus, dessen Begründer Engels nächst Marx werden sollte. Sie sind aber mitunter noch verdeckt durch Anklänge an die Formen des Sozialismus, die Engels in England kennen gelernt hatte.

Ganz anders in der „Lage der arbeitenden Klasse in England“. Engels steht schon dem Chartismus wie dem Owenismus kritisch gegenüber und verlangt die Vereinigung beider zu einer höheren Einheit: die Arbeiterbewegung soll die Macht werden, die den Sozialismus zum Durchbruch bringt; der Sozialismus soll das Ziel werden, das die Arbeiterbewegung sich setzt.

Der englische utopistische Sozialismus, der Owenismus, wollte im Allgemeinen von der Arbeiterbewegung nichts wissen, nichts von Streiks, von Gewerkschaften, von politischer Thätigkeit. Die Arbeiterbewegung wieder, der Chartismus, bewegte sich ganz innerhalb der Grenzen des bestehenden Lohnsystems: volle Koalitionsfreiheit, das Wahlrecht, der Normalarbeitstag, allenfalls kleinstädtischen Grundbesitz, waren für die Mehrzahl der Chartisten Waffen, nicht um die bestehende Gesellschaftsordnung umzustossen, sondern sie erträglicher für die Massen zu gestalten.

Dem gegenüber erklärte Engels: „In seiner jetzigen Gestalt wird der Sozialismus nie Gemeingut der Arbeiterklasse werden können; er wird sich sogar erniedrigen müssen, einen Augenblick auf den chartistischen Standpunkt zurückzutreten. . . . Die Verschmelzung des Sozialismus mit dem Chartismus, die Reproduktion des französischen Kommunismus auf englische Weise, wird das Nächste sein, und hat theilweise schon angefangen. Dann erst, wenn dies bewerkstelligt, wird die Arbeiterklasse wirklich die Herrscherin in England sein.“ (S. 285, 286.) Diese Vereinigung des Sozialismus mit der Arbeiterbewegung bildet aber das Wesen des modernen, wissenschaftlichen Sozialismus. In der „Lage der arbeitenden Klassen“ wurde zuerst entschieden ihre Nothwendigkeit ausgesprochen; mit diesem Buch nimmt also der wissenschaftliche Sozialismus seinen Anfang. Es fußt bereits größtentheils, wenn auch nur halb bewußt auf demselben Boden, dem das „kommunistische Manifest“ zwei Jahre später entsprang, diese gemeinsame Schöpfung von Marx und Engels, auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung, die Marx zuerst klar aussprach. Die geschichtliche Rolle der Klassengegenstände und Klassenkämpfe ist in letzterem jedoch schärfer erfaßt. Engels sagt jetzt selbst darüber im Anhang zu seiner englischen Ausgabe der „Lage“: „In diesem Buch wird großer Nachdruck auf den Satz gelegt, daß der Kommunismus nicht ein bloßer Parteigrundsatz der Arbeiterklasse sei, sondern eine Theorie, die die Emanzipation der ganzen Gesellschaft, mitsammt der Kapitalistenklasse, von ihrer gegenwärtigen Beschränktheit in sich begreift. Das ist in der Theorie vollkommen richtig, aber völlig unbrauchbar, und schlimmer als das, in der Praxis. So lange die besitzenden Klassen nicht nur kein Bedürfnis nach einer Emanzipation fühlen, sondern der Selbstbefreiung der Arbeiterklasse energisch widerstreben, so lange muß die soziale Umgestaltung von der Arbeiterklasse allein vorbereitet und durchgeführt werden.“

Die „Lage u. s. w.“ ist aber das erste Werk des wissenschaftlichen Sozialismus nicht bloß durch ihren Standpunkt gegenüber Arbeiterbewegung und Utopismus, sondern auch durch ihre Methode der Darstellung der Lage der Arbeiterklasse Englands. Diese Darstellung ist nicht, wie in so manchem philanthropischen Buche, eine bloße Sammlung der Leiden der Arbeiterklasse, sondern eine Darlegung der geschichtlichen Tendenzen der kapitalisti-

\*) Fr. Engels „Ludwig Feuerbach“, Neue Zeit, 1886, S. 198

sehen Produktionsweise überhaupt, soweit sie die Lage der Arbeiterklasse bestimmt.")

Engels sah im Elend nicht bloß das Elend, wie die Sozialisten seiner Zeit, sondern die Keime einer höheren Gesellschaftsform, die es in seinem Schoße trug. Wir, die wir im Gedankenkreise des modernen Sozialismus aufgewachsen sind, können kaum ermeßen, welche Leistung der vierundzwanzigjährige Engels mit seinem Buche vollbracht hat zu einer Zeit, wo man die Leiden der Arbeiterklasse entweder leugnete oder beweinte, nicht aber als Glied einer historischen Entwicklungreihe untersuchte.

Das schmuddrige, streberhafte sozialpolitische Literatur- und Dozententum unserer Zeit, das den Sozialismus weniger in den Werken seiner wissenschaftlichen Vorkämpfer als in den Polizeiberichten studiert, hat in der „Lage“ nichts gefunden, was für seine Zwecke offenkundig zu verwenden war, als die Prophezeiung einer in England bald ausbrechenden Revolution, und mit Befriedigung konstatiert es, daß diese Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen. Die Herren vergessen, daß England seit 1844 tatsächlich eine kolossale Revolution durchgemacht hat, daß diese bereits 1846 begann mit der Aufhebung der Schutzzölle auf Korn, worauf 1847 die Gewährung des zehnstündigen Normalarbeitstages für Frauen und Kinder folgte, daß von da an Konzeßionen auf Konzeßionen an die Arbeiterklasse in England folgten, die heute die Ziele des Chartismus im Wesentlichen erreicht und die entscheidende politische Macht erobert hat. Daß die Prophezeiung aber nicht buchstäblich eintraf, daran waren Ereignisse schuld, die Niemand voraussehen konnte; vor allem die Junischlacht in Paris 1848 und die Entdeckung der Goldfelder Kaliforniens im selben Jahre, die die unzufriedenen Elemente Englands über den Ocean verlockten und die Kraft der Arbeiterbewegung momentan schwächten.

Nicht das ist wunderbar, daß diese eine Prophezeiung nicht buchstäblich in Erfüllung ging, sondern daß so viele andere Prophezeiungen des Buches sich erfüllt haben.

Von einer andern Seite der „Lage“ sprachen unsere Literaten weniger, und doch ist gerade sie für die deutsche Nationalökonomie von besonderer Bedeutung geworden. In theoretischer Beziehung hat diese nie etwas geleistet — die Gründe dieser Erscheinung hat Marx bereits in seinem „Kapital“ dargelegt. Ihre einzigen bemerkenswerten Leistungen sind eine Anzahl von Darstellungen der Lage gewisser Arbeiterschichten an gewissen Orten, Darstellungen, wie sie Thun, Schnapper-Arndt, Braß, Sax, Singer, Hertner und Andere geliefert haben. So weit diese Beschreibungen wirklich von Bedeutung sind, eine Darstellung des typischen und historisch Wesentlichen geben und nicht bloß ein pedantisches Sammelsurium zusammenhangloser Details, beruhen sie auf der Grundlage des „Kapital“ von Marx und der „Lage der arbeitenden Klasse“ von Engels. Aber nur wenige haben, wie Sax, den Muth oder die Ehrlichkeit gehabt, das einzugehen.

Die heutige deutsche ökonomische „Wissenschaft“ lebt nur davon, daß sie Marx und Engels gleichzeitig plündert und anbellt, oder widerlegt, wie sie das nennt. Und je mehr Einer hinterrücks gestohlen hat, desto lauter bellt er.

Wir sind auf die „Lage“ etwas ausführlicher eingegangen, einerseits, weil sie das erste Buch des wissenschaftlichen Sozialismus und andererseits, weil sie im Buchhandel vergriffen und nicht zugänglich ist. Bei den folgenden Schriften von Engels werden wir nicht so lange zu verweilen haben. Sie sind leichter zugänglich, wir dürfen erwarten, daß die Mehrzahl unserer Leser sie schon kennt. Auch ist der Standpunkt der folgenden Schriften derselbe, wie er in der „Lage“ zum ersten Mal eingenommen und im „kommunistischen Manifest“ 1847 zum ersten Mal systematisch völlig durchgebildet vorgelegt wurde.

## Sozialpolitische Streifzüge.

### II.

r. Noch viel weniger als zum Schutze der Kinderarbeit ist für die Arbeit der Frauen, der sogenannten jugendlichen (bis zum 18. Lebensjahre) und der erwachsenen männlichen Arbeiter bis jetzt gethan worden. Finden wir in den meisten Ländern einia, wenn auch ungenügende Bestimmungen zu Gunsten jener jungen Arbeitskraft, so sind es nur wenige Staaten, welche der Frau im Kampfe um's tägliche Brod schützend zur Seite getreten sind.

Es ist in erster Linie England, das für die Arbeiterinnen eine 10stündige Maximalarbeitszeit gesetzlich normirt hat und die nächtliche Beschäftigung in Fabriken nur ausnahmsweise zuläßt.

Sodann ist es die Schweiz, die in dem Fabrikgesetz vom 23. März 1877 die Bestimmung niedergelegt hat, „daß Frauenpersonen unter keinen Umständen zur Sonntags- oder Nachtarbeit verwendet werden sollen.“ Sind sie verheirathet, so müssen sie eine halbe Stunde vor der Mittagspause entlassen werden. Nach ihrer Niederkunft dürfen Frauen vor Ablauf einer sechsmonatlichen Frist nicht wieder in die Fabrik eintreten. In demselben Gesetze ist verboten, Frauenpersonen zur Reinigung der im Gange befindlichen Maschinen zu verwenden.

Ähnliche Bestimmungen zum Schutze der weiblichen Arbeitskraft finden wir außer den beiden genannten

Staaten nur noch in Deutschland, Frankreich und Oesterreich. Sie bleiben aber alle hinter der Schweiz zurück. Gemeinsam ist allen das Verbot der regelmäßigen Nachtarbeit in Fabriken und der Sonntagsarbeit.

Dieselben Gründe, die in der Hauptsache für erweiterten Schutze der Kinderarbeit vorliegen, gelten auch gegenüber den Arbeiterinnen: Gründe der Humanität, der sozialen Nothwendigkeit und der Staatsklugheit. Sind die Kinder die Quelle der Zukunft der Nationen, so ist es nicht minder die Frau. Wenn sie selbst in ihrem zarten Kindesalter von der Arbeit in Gewerbe oder Fabriken befreit gewesen, so stellt sich deren verderblicher Einfluß ein, wenn sie als Vorsteherin eines Haushaltes, als Erzieherin der Kinder, dem materiellen Erwerbe ihre ganze Zeit opfern muß. Die anstrengende Arbeit in den Werkstätten mit ihrer mehr oder weniger unreinen, gesundheits-schädlichen Luft, beeinträchtigt in der nachtheiligsten Weise die Thätigkeit als Mutter. Diese schädlichen Einflüsse bringt das Kind schon verkörpert zur Welt, es bildet die erste Erscheinung eines degenerirten Volkes. Die Frau ihrerseits fällt unter der Last der ihr obliegenden Pflichten baldigst dem Siedethum anheim. Sie soll jeden Tag in derselben Weise wie der Mann in der Fabrik zubringen und außerdem noch die vielen Arbeiten, die eine Hausfrau heute zu verrichten hat, pünktlich und gewissenhaft besorgen. Sie hat also doppelte Arbeit zu leisten, doppelte Pflicht zu erfüllen. Und doch hat sie nicht die ausdauernde Kraft, den widerstandsfähigen Körper, wie der Mann.

Wie man sich einem so vielfach berechtigten Verlangen nach größerem gesetzlichen Schutze der Frauenarbeit immer noch widersetzen kann, könnte geradezu unbegreiflich erscheinen, würden nicht dabei unsere wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Berücksichtigung gezogen. Wie für den Offizier die Soldaten, so sind für die Kapitalisten die Arbeiter ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts nur „Material“, mit dem in der „zweckmäßigsten“ d. h. einträglichsten Weise in der Fabrik wie in der Kaserne operirt wird.

„Profit“ ist das allgewaltige Zeichen, unter dem die moderne Zivilisation marschirt und wer nicht selbst exploirt, der wird von anderen exploirt. Und diesem zur Herrschaft gelangten Grundsatz wird alles Andere geopfert.

Gelegentlich der Expertise, die in Oesterreich 1883 vom Parlamente rüchlich der Einführung des Normalarbeitstages anberaunt worden, stellte ein bekannter österreichischer Arzt, der viele Jahre als Fabrikarzt thätig gewesen, Dr. Roser, folgende Forderungen als nothwendige Maßregeln für die nächste Zukunft auf.

1. Kinder unter 14 Jahren dürfen unter keiner Bedingung, 2. Kinder von 14 bis 16 Jahren nicht über 6 Stunden täglich in Fabriken verwendet werden. Angemessene Ruhepausen sind wegen ihrer körperlichen Entwicklung zu empfehlen.

3. Für junge Leute von 16—18 Jahren (jugendliche Arbeiter) und Frauen überhaupt ist die 8stündige Arbeitszeit die entsprechende.

4. Die Nachtarbeit ist für Kinder, junge Leute und Frauen und besonders für die in der Entwicklung begriffenen Mädchen gänzlich zu verbieten. Nur im Nothfalle, oder wo die Arbeit einen Aufschub nicht ohne Nachtheil erdulden kann, dürfen junge Leute und Frauen auch zur Nachtzeit durch 4 bis 6 Stunden verwendet werden.

5. Schwangere Frauen dürfen vier Wochen vor und vier Wochen nach der Entbindung (das schweizerische Fabrikgesetz verlangt eine nachherige sechsmonatliche Frist, geht also weiter) nicht zur Arbeit verwendet werden. Nachtarbeit ist während der zweiten Hälfte der Schwangerschaft gänzlich zu verbieten.

6. Schwangere, Wöchnerinnen, säugende Mütter und Kinder sind von solchen Industrien, die Giftstoffe bearbeiten, besonders Quecksilber und Phosphor, gänzlich fernzuhalten.

7. Der regelmäßige Arbeitstag erwachsener, gesunder, kräftiger Männer betrage 12 Stunden, davon entfallen auf die Ruhepausen und die Essenszeit 2 Stunden.

8. Die Sonn- und Feiertagsruhe hat für alle Gruppen der Arbeiter zu gelten, nur im äußersten Nothfalle ist die Arbeit zuzulassen. Die Nachtarbeit darf 8 Stunden nicht übersteigen und es muß den anderen Tag eine Ruhepause eintreten.

Diese Forderungen sind sicherlich nur als Maßige zu bezeichnen und doch wie weit entfernt sind wir noch von ihrer Durchführung. In Oesterreich ist ja die elfstündige Arbeitszeit seitdem eingeführt worden, ebenso hat die Frauenarbeit einige Berücksichtigung gefunden, aber es ist außerdem nur noch die Schweiz das einzige Land, in dem ein gesetzlich fixirter Arbeitstag eingeführt ist. Von allen Industriestaaten Europas sind es also bloß zwei, die sich zu einem weitergehenden Schutze der Arbeit aufschwingen konnten und doch sind dieselben Gründe, welche in diesen beiden Ländern zu einem solchen Gesetze führten, in allen übrigen Industriestaaten im gleichen Maße vorhanden. Recht betäubend ist bei unseren Streifzügen die Thatsache, daß Frankreich hinsichtlich des Schutzes der Arbeit am weitesten mit zurücksteht. Das System des *laissez faire, laissez aller* übt in Frankreich seine uneingeschränkste Herrschaft aus und erst neuerdings denkt man daran, den Arbeiter irgendwie gesetzliche Erleichterungen zu schaffen. Im Jahre 1880 beantragte in der Deputirtenkammer der Fabrikant Waddington (Bruder des bekannten Diplomaten) aus Rouen, die Einführung eines 11stündigen Normalarbeitstages und der Maurer Rabaud beantragte die Einführung eines solchen von 10 Stunden — doch kurzer Hand wurden beide Anträge abgelehnt und seitdem war nicht wieder die Rede davon.

In Amerika ist bekanntlich der 8stündige Arbeitstag für die Staatsangestellten eingeführt; in den australischen Kolonien für die ganze Arbeiterschaft. In diesen Kolonien Englands dürfte also der Arbeiterschutze am weitesten vorgeschritten sein.

Wir haben es bisher mit dem Schutze für den gesunden Arbeiter zu thun gehabt. Fügen wir noch als dazu gehörig an, daß in England, Frankreich, Schweiz, Deutschland und Oesterreich das Institut der Fabriks-Juspektoren besteht, so haben wir die Materie der „sozialpolitischen Gesetzgebung“ erschöpft.

Zweiseitig ist die Gastpflichtgesetzgebung, denn sie schützt ihrer Natur nach den gesunden und den verunglückten Arbeiter; erstere durch Präventivmaßregeln, die sie nothwendig macht, um Unfälle zu verhüten und letztere durch den Anspruch auf Entschädigung. So nothwendig ein solches Gesetz ist, so ist es doch noch nicht in allen Industriestaaten eingeführt. Am weitesten ausgebildet ist sie wohl in der Schweiz. Außerdem besitzen eine solche noch Oesterreich, England und Frankreich; Deutschland hat das Unfallversicherungsgesetz.

Auffallend ist bei diesen Betrachtungen, daß man in allen Ländern, wo man überhaupt dem Arbeiter gesetzliche Erleichterungen gewährt, vorerst dem gesunden Arbeiter beibringt und ihm zu helfen sucht, in Deutschland dagegen dem kranken und invaliden Arbeiter seine Fürsorge zuwendet. Oesterreich und die Schweiz, die im Schutze des gesunden Arbeiters dem deutschen Reiche weit vorausgeeilt sind, haben (erstere Land nicht viel und letzteres gar nichts) zum Schutze des erkrankten Arbeiters bis zur Stunde nichts gethan. Ohne Zweifel liegt in dieser Verschiedenheit der Gesetzgebung kein Zufall, sondern bestimmtes Wollen. Wir schätzen selbstverständlich die Beschäftigung des gesunden Arbeiters ungleich höher als die des kranken; wir erblicken in ersterer allerdings eine sozialpolitische Maßregel, dagegen in letzterer lediglich eine humanitäre. Eine vernünftige und umfassende Sozialreform wird ohnehin als nothwendige Folge eine verminderte Wahrscheinlichkeit der Erkrankung bewirken. Freilich soll für den Krankheitsfall gleichfalls Vororge getroffen werden, allein daraus geht für uns nur hervor, daß einschneidende sozialpolitische Gesetze mit humanitären Hand in Hand gehen müssen.

Von diesem Standpunkte aus können wir dem, was in Deutschland bisher auf diesem Gebiete geleistet wurde, keine größere Bedeutung zuerkennen. Wir nehmen die Kranken- und Unfallversicherungen als etwas Gegebenes hin, allein sie sind bloß humanitäre, aber keine sozialpolitischen Maßregeln. Zu diesen drängt jedoch die wirtschaftliche und soziale Entwicklung immer mehr und der unverständige, gefühllose und klassenegoistische Widerstand wird auf die Dauer der stärkeren Macht der Verhältnisse nicht Stand halten können. Das ist unsere Ueberzeugung und wir werden darin mit jedem Tage mehr bekräftigt.

## Die Lage der ländlichen Arbeiter in Schlesien.

Von H. Krause, Schuhmacher.

Auf dem ganzen Erdenball dürften zwar wenige Stellen sein, wo das Loos der Arbeiter als ein erträgliches bezeichnet werden könnte, jedoch giebt es Gegenden, wo sich dasselbe kaum noch schlechter denken läßt. Zu diesen gehört auch in vielen Beziehungen Schlesien.

In dieser Stelle soll auch durchaus nicht ganz Schlesien, sondern immer noch eine der „leiblichsten“ Gegenden Erwähnung finden und zwar die am Fuße des Riesengebirges.

Beginnen wir bei den Webern. Nach der letzten Berufsstatistik befinden sich im Regierungsbezirk Liegnitz über 10 000. Diese Zahl giebt aber kein ausreichendes Bild, da z. B. Maurer oder Landwirthschaftstreibende kurze Zeit im Jahre damit nebenbei beschäftigt sind. Doch betrachten wir nun einmal diejenigen, welche nur die Weberei und als Hausindustrie als einzigen Erwerb haben. Die Arbeitszeit derselben ist nicht unter 17 Stunden pro Tag. Pausen werden nicht länger, als zum Verzehren der rein vegetabilischen Kost nöthig ist, gemacht. Wenn geliefert oder, wie man sagt, zu Markte gegangen werden soll, dann wird die Arbeitszeit bis zu 20—23 Stunden pro Tag ausgedehnt. Der Verdienst beträgt dann durchschnittlich 6—8 Mark pro Woche. Hierzu kommt noch, daß damit nicht etwa die Arbeitskraft des Mannes allein bezahlt wird, sondern auch die der Spuler, meistens Kinder, welche auf diese Art nicht selten jedes einzelne 10 Stunden pro Tag beschäftigt werden. Auch sind unter den in der Weberei beschäftigten Personen viele, welche für größere Industrielle arbeiten, auf Halbtags beschäftigt und beträgt deren Verdienst wöchentlich 3—4 Mark, wofür die Betroffenen sich noch Brod, Butter u. s. w. halten müssen.

Eine große Anzahl sind, wie schon weiter oben angeführt, nur während des Winters in der Weberei beschäftigt. Hauptächlich Bauhandwerker, welche dann, um leben zu können, sich gerade diesem Berufe am leichtesten widmen.

Kommen wir nun direkt auf die in der Landwirthschaft beschäftigten Arbeiter. Zuerst die Tagelöhner. Dieselben werden theils pro Tag im Ganzen oder auch nach Stunden bezahlt. Im ersteren Falle beträgt der Lohn bei Männern 75 Pfg. bis 1 Mark, bei Frauen 40—60 Pfg., bei Kindern 30—50 Pfg. Im letzteren Falle pro Stunde bei den Männern 9—10 Pfg., bei Frauen 5 bis 7 Pfg., bei Kindern 4—6 Pfg. Stundenlöhne werden aber nur bei besser Löhnenenden gezahlt, hauptsächlich, wo irgend eine Industrie Platz gegriffen hat. Berechnet man, daß in der günstigsten Zeit im Sommer Männer bei 10 bzw. 11 stündiger Arbeitszeit höchstens 1 Mark bis 1,10 Mark pro Tag verdienen können, also pro Woche günstigen Falls 6,50 Mark, dann kann man sich eine Vorstellung von der Lebensweise dieser Bedauernswerthen machen. Bedenkt man nun weiter, daß dieser angeführte Lohn kaum ein Mal im Sommer erreicht wird und daß im Winter, wenn überhaupt Arbeit zu haben ist, höchstens 9 Stunden gearbeitet, also im günstigsten Fall 90 Pfg. pro Tag, pro Woche 5,40 Mark verdient werden kann, und beachtet man außerdem, daß ein Vierteljahr im Winter überhaupt keine Arbeit zu haben ist, weil sehr viel, oft der größte Theil mit Maschinen in kurzer Zeit gebrochen wird, dann ist es wohl viel gewagt, den durchschnittlichen Jahresverdienst pro Woche mit 4 Mark anzugeben. In der Grube wird vielfach auch Affordarbeit gemacht, aber die Affordlöhne z. B. beim Wägen sind auch so eingerichtet, daß schwerlich viel mehr als die angegebenen Löhne verdient werden können. Die meisten oder fast alle dieser Arbeiter

\*) Marx sagt von der „Lage“: „Wie tief Engels den Geist der kapitalistischen Produktionsweise begriff, zeigen die Factory Reports, Reports on Mines u. s. w., die seit 1845 erschienen sind, und wie bewundernswürdig er die Zustände im Detail faßt, zeigt der oberflächliche Vergleich seiner Schrift mit dem 18—20 Jahre später veröffentlichten offiziellen Reports der „Children Employments Commission“, Kapital, I. Aufl. 1. 224.

haben ein Häuschen, welches in den meisten Fällen bis über die Hälfte des Wertes verschuldet, aber gewöhnlich von einem Garten umgeben ist, in welchem Kartoffeln und etwas Getreide gebaut werden, der auch etwas Grasfläche zu Futter für Riegen, welche bei diesen Leuten selten fehlen, und vielleicht auch einige Obstbäume enthält. Durch diese Beihilfe, durch Mithilfen von Frau und Kindern ist es gerade möglich, weiter zu vegetieren.

Aber mit diesen Arbeitern wollen die Gutsbesitzer oder Pächter die Erfahrung gemacht haben, daß dieselben, weil sie in ihrem kleinen Besitz einen gewissen Rückhalt haben und nicht so sehr von der Gnade Anderer abhängen, noch nicht abhängig genug sind. So kommt es vor, daß in der Ernte bei Differenzen nicht selten die Arbeit auf ein paar Tage liegen gelassen wird, bis die Streitigkeiten geschlichtet sind. Auf Grund dessen haben die Unternehmer ihre Arbeiter jetzt zum größten Teil „gemietet“, das heißt dieselben erhalten freie Wohnung, etliche Zentner Kartoffeln und günstigen Falls noch  $\frac{1}{2}$  Pfund Butter in der Woche und einen Liter Milch pro Tag, schließlich auch etliche Scheffel Getreide. Der Lohn dieser Arbeiter beträgt im günstigsten Fall 50—75 Pf. pro Tag. Dieselben müssen natürlich ihrem „Brodgeber“ voll und ganz zur Verfügung stehen, andernfalls ist sofort entlassen werden.

Wir kommen nun zu dem sogenannten Gesinde, zu den Diensthöfen. Zwar wäre gerade von diesen am meisten zu berichten, aber wer die Verhältnisse auf dem Lande kennt, wird finden, daß bei dieser Schicht der arbeitenden Bevölkerung fast überall die gleichen Verhältnisse anzutreffen sind. Der Lohn der Kutscher oder Knechte, wie man sagt, beträgt höchstens 180 Mark im Jahr; einen solchen Lohn erreichen aber nur sehr wenige. Der Lohn der Mägde kommt höchstens auf 138 Mark pro Jahr. Die Arbeitszeit beider Geschlechter beträgt mindestens 15 Stunden pro Tag. Freie Zeit bekommen dieselben gewöhnlich nur zum — in die Kirche gehen. — Die Schlafstellen derselben sind in den meisten Fällen im Stall und zwar die der Knechte im Pferde stall, die der Mägde im Kuhstall.

Die Arbeiter in den verschiedenen Handwerken haben wohl durchschnittlich dieselben Löhne, jedoch gibt es auch Ausnahmen. Die Bauhandwerker sind — während der Bauzeit wenigstens — am besten gestellt; während der Zeit, wo sie nicht auf Bauten arbeiten können, ist die Mehrzahl von ihnen in der Hausweberei beschäftigt. Ihr Lohn beträgt pro Stunde 15—20 Pf., was einem Wochenverdienst von 9—12 Mark gleichkommt. Erhalten sie, wie es häufig geschieht, freie Kost, dann gehen von genanntem Lohn 30—50 Pf. pro Tag ab.

Am schlechtesten werden die Schuhmacher bezahlt, 1,50 ja sogar bei schlechter Zeit 1—3,50 Mark pro Woche bei Kost und Logis. Wenn man bedenkt, daß die so bezahlten Arbeiter noch Wäsche und Journituren, wenigstens verschiedene Teile, und Handwerkszeug selbst halten müssen, dann muß man ein großer Rechenmeister sein, um nicht mit — Minus rechnen zu müssen. Die Arbeitszeit bei den schlechtesten Schuhmachern beträgt 16—18 Stunden; wenn das Geschäft flott geht, auch noch mehr. Die Kost ist rein vegetabilischer Natur und höchstens Sonntags gibt es ein Mal Fleisch.

Die Schmiede haben bei durchschnittlich 15—16 stündiger Arbeitszeit einen Lohn von 2—4 Mark pro Woche. Ähnlich ergeht es den Tischlern, Wäschern, Stellmachern, Schlossern, Sattlern etc.

Eine große Zahl bilden die in Ziegeleien und Thonfabriken Arbeitenden. Der Verdienst derselben schwankt zwischen 0,50 bis 4 Mark pro Tag; etwas Genaueres läßt sich schwer angeben, da diese Leute meistens Affordlöhne haben und auch Arbeiten verrichten, für welche erst nach Wochen der Lohn eingeklärt werden kann. In sehr günstigen Wochen im Sommer kommen dieselben mitunter bei 18 stündiger Arbeitszeit auf 24 Mark pro Woche. Jedoch soviel steht fest, daß der wöchentliche Durchschnittsverdienst — die Tage eingerechnet, an welchen nicht gearbeitet werden kann — nicht über 7 Mark beträgt.

Außerdem wären noch die Holzschläger, d. h. die Arbeiter, welche Holz fällen, zu erwähnen, dieselben haben ebenfalls meistens Affordarbeit und verdienen selten über 4 Mark pro Woche.

Auch die in Bergwerken Beschäftigten wären zu erwähnen, doch liegt dem Schreiber dieses kein Material vor, um hier Genaueres anzuführen zu können.

## Eine Frauen-Krankenkasse.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Seitdem die Berliner Arbeiterinnenbewegung seitens der Polizei den Todesstoß empfangen hat, hört und sieht man nichts mehr von Frauensammlungen. Es scheint fast, als könnten die Frauen sich nicht mehr auftrauen und für ihre Rechte eintreten.

Das Einzige, was in Deutschland noch an Frauenorganisation besteht, und wo die Frauen noch ihr Selbstbestimmungsrecht haben, ist die Zentral-Krankenkasse für Frauen und Mädchen (G. S. 26 in Offenbach). Hier können dieselben sich wenigstens ihre Rechte sichern und über ihr Geld selbst verfügen, indem sie in den Versammlungen ihre Anliegen vorbringen und dann von den Mitgliedern beschlossen wird, ob diese oder jene Aenderung nach dem Wunsch der Mitglieder eintreten soll.

Vermindern sich die Ausgaben (wenn der gesetzmäßige Reservefonds zurückgelegt ist), so haben die Mitglieder davon den Vorteil, daß die Beiträge herabgesetzt und die Leistungen der Kasse erhöht werden können. Dasselbe würde geschehen, wenn die große Masse der Frauen und Mädchen der Kasse beitreten und dadurch dem Institut noch mehr an Beiträgen zuzuführen würde. So haben die event. kranken Mitglieder einen größeren Vorteil, als sie ihn jemals bei den Ortskassen erringen können.

Nun haben wir z. B. in Berlin etwa 52 000 Arbeiterinnen, welche doch alle bei Krankenkassen versichert sein müssen, von denen der allergrößte Teil in die Ortskassen hineingedrängt worden ist, es sind verhältnismäßig nur wenig Arbeiterinnen in die freie Hilfskasse eingetreten (ca. 2500). Aber die Mitglieder haben schon vielfach erfahren, welche segensreiches Institut diese freie Kasse ist. Man hat bei derselben noch nie etwas über Ausdehnungen seitens der Ärzte (wie es seinerzeit bei den Ortskassen vorgekommen ist) gehört, da sich die Arbeiterinnen einen Arzt nach ihrem Belieben wählen können; werden sie von dem einen nicht nach Wunsch behandelt, so wenden sie sich einfach an einen anderen, während man bei den Ortskassen mit dem Arzt vorlieb nehmen muß, der für den Bezirk angestellt ist, mag die Arbeiterin zu dem Herrn Zutrauen haben oder nicht, dies bleibt unberücksichtigt.

Freie Wahl und Selbstbestimmung über die ausgegebenen Beiträge ist gewiß das Beste, was die Arbeiterinnen unter dem Krankenkassengesetz erreichen können und deshalb rufen wir allen Arbeiterinnen zu: Tretet in keine andere Kasse ein als in eine gesetzlich genehmigte freie Hilfskasse, dann seid Ihr sicher, daß Ihr nicht zu Eurem Schaden gehandelt habt.

Nähere Auskunft über die Kassterverhältnisse wird bereitwillig erteilt und werden Anmeldungen zum Beitritt entgegengenommen vom Vorsitzenden, Herrn Th. Bielefeld, Brückenstraße 4 im Laden, vom Kassier, Herrn Georg Schieffl, Friedrichstr. 154, Hof 3 Tr., sowie in den Abstellstellen: Frau Grothmann, Verpannerstraße 76 im Keller, Frau M. Schneider, Blumenstr. 29 im Laden, Frau Strauß, Rechnerstraße 1, 3 Treppen, Frau J. Schneider, Rannapfstraße 60 im Keller.

## Verschiedenes.

Frankreich hat wieder ein Ministerium. Der Senator Tirard hat die bei den französischen Parteiverhältnissen immerhin schwierige Bildung vollzogen: Das neue Ministerium besteht aus drei Senatoren: Tirard, Faÿe und Loubet, fünf Deputierten: Fal-

lières, Sarrien, Dautresme, v. Mahy und Biette, und zwei dem Parlamente nicht angehörigen: „n: Florens und General Legerot. Aus dem Ministerium Rouvier bleiben drei Minister: Florens, Fallières und Dautresme. Der Senator Tirard hat schon eine lange ministerielle Laufbahn hinter sich. Er übernahm im Ministerium Waddington am 4. März 1879 das Ministerium für Handel und Ackerbau, das er unter den folgenden Ministerien Freycinet und Ferry behielt. Gambetta ersetzte ihn durch Rouvier, das zweite Ministerium Freycinet gab ihm seinen alten Posten wieder, und unter den Ministerien Ducloux, Fallières und Ferry war er Finanzminister; mit Ferry fiel er am 30. März 1885. Diese Laufbahn zeigt, daß er Opportunist und Gemäßigter ist und deshalb bietet ihm auch die „Republ. fr.“ einen freudigen Willkomm. Gemäßigt sind ferner alle übrigen Minister außer Dautresme, de Mahy und Biette, die etwas radikal gefärbt sind, aber die eigentliche radikale Partei nicht hinter sich haben, da sie zu den „Unabhängigen“ gehören. Die Erhebung des Generals Ferron durch den General Legerot, der bisher Kommandant des 8. Armeekorps war, ist eine Konzeption an die Radikalen, denen Ferron, der den General Boulanger in Arrest geschickt hat, ein Hauptdorn im Auge war. Es fragt sich aber, ob sie mit dieser Konzeption zufrieden sind. Allem Anschein nach nicht.

Minimallohne bei städtischen Arbeiten. Der Gemeinderath der Präfektur Vorstadt St. Joffe-ten-Noode hat mit großer Majorität beschlossen, für gewisse Gemeindearbeiten den Arbeitern ein Lohnminimum zu gewähren. Danach sind die Drucker, denen der Zuschlag für den Druck des „Bulletin Communal“, sowie des Gemeinde-Jahresberichts gewährt worden, verpflichtet, ihren Arbeitern den von der „Freien Assoziation der Setzer und Typographen“ festgestellten Lohn zu zahlen. Eine ähnliche Bestimmung wurde für die Submissionsbedingungen für Pfasterungsarbeiten eingeführt. Der „Genter „Impartial“, ein Bourgeoisblatt, empfiehlt das Beispiel von St. Joffe-ten-Noode anderen Gemeinden zur Nachahmung. Der Präfektur Gemeinderath ist seit seiner vorletzten Sitzung mit einem Antrage gleicher Tendenz, der von dem Gemeinderatsmitglied Vandendorpe, einem Arbeiter, gestellt ist, befaßt. Er wird sich demnächst darüber schlüssig zu machen haben.

Sozialistenprozesse. Die „Voss. Jg.“ schreibt: In der Anklage gegen das sogenannte Berliner Sozialdemokratische Zentralkomitee (H. Hertel und Genossen) ist die Staatsanwaltschaft z. B. damit beschäftigt, das gegen die Angeklagten vorzuführende Beweismaterial in der von der II. Strafkammer hiesigen Landgerichts I. für notwendig erachteten Weise zu ergänzen. Der nächste Termin zur Hauptverhandlung wird deshalb vor Mitte Januar n. J. nicht stattfinden können, um so weniger, als zu diesem Termin auch einige sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete geladen werden sollen, deren Anwesenheit in Berlin nach Schluß der Weihnachtsferien abgewartet werden dürfte. Die Angeklagten, aus deren Reihe der Schneider Winters inzwischen ausgeschieden ist, befinden sich gegen eine Kaution von je 1000 M. auf freiem Fuße. Durch die ergänzende Beweisaufnahme soll festgestellt werden, ob jener „sozialdemokratische Agitationskörper“ als eine Verbindung zu betrachten ist, deren Festein und Verfassung vor der Regierung geheim gehalten werden soll und der insbesondere die Vollziehung des Sozialistengesetzes und die auf Grund desselben erlassenen Anordnungen durch ungesetzliche Mittel zu unterstützen“ bestrbt sei. Eine eingehende Beweisaufnahme ist für die Angeklagten von um so größerem Werth, als die Staatsanwaltschaft dieselben sogar unter die „Vorsteher“ einer solchen geheimen Verbindung rechnet und die nach §§ 128 und 129 S. G. B. gegen solche zu verhängenden Gefängnisstrafen von drei Monaten bis zu zwei Jahren reicht. — Der „Polener Sozialistenprozess“ beginnt am 2. Januar n. J. Dem „Polener Tageblatt“ zufolge wird der Prozess mindestens eine zwei wochenlange Dauer haben. Die Angeklagten (Polen und Deutsche) sind seit einem halben Jahre in Haft. — München, 9. Dezember. Wegen „Vergehens gegen §§ 128 und 129 S. G. B.“ hatten sich heute drei Angehörige der sozialdemokratischen Partei, der 32 Jahre alte Maurer Karl Gögenberger, dessen Schwager, der 56 Jahre alte Hausbesitzer August Schadt, und der 36 Jahre alte Bergolber Franz Welker, sämtlich von München, vor dem Landgericht I. zu verantworten. Bei Gögenberger und Schadt fand am 28. Januar l. J. im Auftrage der k. Polizeidirektion eine Hausdurchsuchung nach verbotenen sozialdemokratischen Schriften statt, wobei bei Gögenberger ein Zuber, bei Schadt eine Kiste voll Schriften, wie „Die Frau“, „Ein neues Wintermärchen“ etc. gefunden wurden. Bei Gögenberger fand man ferner ein Personen- und Bücherverzeichnis, sowie einen Päckchenschlag mit der Adresse des Welker vor, auf Grund dessen bei Letzterem ebenfalls Hausdurchsuchung gehalten wurde, die als Resultat die Auffindung eines Päckchens mit gleichem Umschlage und verbotenen Inhalte ergab. Gegen die drei Genannten wurde nun Untersuchung eingeleitet und dieselben vor das Landgericht verwiesen; vier weiter in die Untersuchung verwickelte sozialdemokratische Parteigenossen aber außer Verfolgung gesetzt. Die drei Angeklagten bekennen sich in der heutigen Verhandlung als Anhänger der sozialdemokratischen Partei, leugnen auch nicht den Besitz verbotener Schriften. Alle drei Angeklagte bestreiten, einer geheimen Verbindung anzugehören. Staatsanwalt Lerno beantragte ein Schuldig im Sinne der Anklage, und auf Grund dessen für Gögenberger acht Monate, für Schadt sechs Monate und für Welker drei Monate Gefängnis. Das Urtheil lautet auf sechs Monate Gefängnis für Gögenberger, für Schadt und Welker je drei Monate Gefängnis.

Die Frage, ob für jede Sammlung (Kollekte) eine polizeiliche Genehmigung eingeholt werden muß, hat das preussische Kammergericht insofern entschieden, als es für das Wort „Kollekte“ folgende Erklärung gegeben hat: „Unter einer Kollekte ist sowohl nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch als auch im Sinne der fraglichen Polizeiverordnung jede Einammlung freiwilliger Gaben und Beisteuern zu einem bestimmten Zwecke zu verstehen, gleichviel ob dieselben infolge bezügl. Aufforderung oder aus freien Stücken und ob sie von Parteigenossen oder anderen Personen geleistet werden.“ Für jede öffentliche Sammlung mußte danach eine vorherige polizeiliche Genehmigung nachgesucht werden.

Die Bilder von deutschen Sozialdemokraten in Amerika. Die Philadelphia „Press“ brachte vor kurzer Zeit Porträts von hervorragenden deutschen Sozialisten, wie Lassalle, Marx, Liebknecht, Bebel etc. Damit hat sie unter ihren anglo-amerikanischen Kollegen, die nicht Zeit haben, genau zu lesen, und die offenbar von Marx und Lassalle noch nie etwas gehört haben, eine schöne Konfusion angezettelt. Das Indianapolis „Journal“ giebt die Genannten als die gegenwärtigen Führer der Sozialisten in — Philadelphia aus und ein G. — Brennam druckt dem andern diese Geschichte nach. Jetzt fehlt nur noch, daß Lassalle auch noch mit dem französischen Seefahrer und Entdecker La Salle verwechselt würde, was auch schon dargezogen ist.

## Bereine und Versammlungen.

Arbeiter! Kollegen! Am 13. Dezember ist in der Fabrik von G. H. Köhl, Köpnickstr. 3/5, unter den Platten Schneidern ein Streik ausgebrochen; es streiken sämtliche 7 Platten Schneider. Wir fühlen uns nun verpflichtet, Euch den Grund des Streiks klarzulegen. Genau ein Jahr ist es her, als der Direktor der Fabrik, Herr Winderlich, uns erklärte, daß er von nun an für die 23 Einrplatten, welche bisher mit 10 Pf. pro Groß bezahlt wurden, nur 7 1/2 Pf. zahlen könne. Da wir aber auf diesen Abzug nicht eingingen, so wurde der alte Preis nach langem Hin- und Herreden wieder bewilligt. Nachdem wir nun wieder ein Jahr gearbeitet

haben, kommt Herr Winderlich wieder 14 Tage vor Weihnachten mit demselben Abzug, nur mit dem Unterschied, daß er dieses Mal es nicht für nötig hielt, uns davon in Kenntniß zu setzen, sondern einfach anstatt 10 Pf. nur 7 1/2 Pf. pro Groß auszahlen ließ. — Gelder sind zu senden an den Kollegen August Dehne, 80, Grünauerstr. 20, 4 Tr. — Alle Anfragen in Betreff des Streiks an den Kollegen F. Hama, 80, Doppelnerstr. 24, 3 Tr. Mit kollegialischem Gruß: Die Platten-Schneider der Köhl'schen Knopffabrik.

Eine öffentliche Versammlung sämtlicher Stoccarbeiter Berlins tagte am 13. d. M. in Deigmüller's Saal, um den Bericht über das Ende des Eckersdorfer Streiks entgegenzunehmen und über eine zu gründende Organisation zu beraten. Den ersten Punkt erledigte die von ungefähr 120 bis 150 Personen besuchte Versammlung durch Kenntnisaufnahme der bereits bekannten in der Sonnabend-Nummer d. Bl. veröffentlichten Thatsachen. Das finanzielle Ergebnis des Streiks ist: durch Sammlung wurde die Summe von 248 M. aufgebracht, während die Ausgabe 247 M. betrug; es verbleibt mithin ein Ueberschuß von 1,28 M. Ein Antrag, einen wegen Arbeitsmangel nicht wieder eingestellten Politer der Eckersdorfer Fabrik fernerhin zu unterstützen und zu dem Zweck am Sonnabend nochmals in den Stoccarfabriken eine Sammlung zu veranstalten, wurde einstimmig angenommen. Behufs Revision des Streiffonds wurde eine Kommission, bestehend aus den Herren B. Schniger, Strohmeyer und Bindix, gewählt. Die Organisationsfrage betreffend, wurde nach langer eingehender Debatte beschlossen, aus Zweckmäßigkeitsgründen und damit die Kollegen sich einander näher kennen lernen, einen „Verein der Spazier- und Schirnstoccarbeiter“ zu gründen, welcher sich als Mitgliedschaft der „Vereinigung der Drechsler Deutschlands“ zu konstituieren hat. Zu dem Zweck, die nötigen Vorbereitungen zu treffen und sich mit dem Vorstand der „Vereinigung der Drechsler Deutschlands“ in Hamburg in Verbindung zu setzen, wurde eine Kommission, bestehend aus den Herren Bindix, Matthe, Reihner, Witterling und Dämmmer, gewählt mit dem Auftrage, bei Beginn des nächsten Jahres einer öffentlichen Versammlung Bericht zu erstatten. Aus der sehr lebhaften Diskussion ist besonders die Frage sämtlicher Redner über das immer mehr und mehr Ueberhandnehmen der Hausarbeit (Nachhaken- und Nischenmeister nannte man diese Herren) hervorzuheben. Insbesondere wurde ausgeführt, daß gerade der stärkste Lohndruck, die stärkste Konkurrenz den in der Fabrik beschäftigten Arbeitern durch die Hausarbeiter bereitet werde. Die Versammlung hat gezeigt, daß das Solidaritätsgefühl auch in dieser Branche noch nicht ganz ausgestorben ist. Es bedurfte nur eines Anstoßes, um dasselbe auch in der Öffentlichkeit zu dokumentieren. Wohin, fahren wir so fort, und auch in unserer Branche werden die Arbeitsverhältnisse bessere und fettere werden.

Fachverein der Buchbinder und verwandter Berufsgeoffen (Verbandsverein). Sonnabend, 17. Dezember, Abends 8 1/2 Uhr, Versammlung im Restaurant Meyer, Alte Jakobstraße 83. Tagesordnung: 1. Anträge des Vorstandes, die Errichtung einer Herberge und Arbeitsnachweis betreffend. 2. Wahl einer Herbergs- und Arbeitsnachweis-Kommission. 3. Verschiedenes und Fragekasten. Gäste willkommen. Die Billets zu der am 1. Weihnachtsfeiertage im Eden-Theater stattfindenden Matinee werden in der Versammlung ausgegeben.

Verein der Sattler und Fachgenossen. Sonnabend, den 17. Dezember, Abends 8 1/2 Uhr, in den Arminialhallen, Kommandantenstr. 20, Versammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Rechtsanwält Mähnam l. über „Rechtsverhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer“. 2. Diskussion und Fragekasten. 3. Verschiedenes. Billets zu dem Vergnügen am 1. Feiertag sind dafelbst zu haben.

Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler. Versammlung Sonnabend, den 17. Dezember, Abends 8 1/2 Uhr, Michaelkirchstr. 39. Tagesordnung: Junere Vereinsangelegenheiten und Verschiedenes. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Die Mitglieder werden ersucht, recht zahlreich zu erscheinen. Es wird gebeten, die Billets vom Stiftungsfest abzurechnen. Billets zu dem am 1. Weihnachtsfeiertage im Königsbad-Kasino, Holzmarktstraße 72, stattfindenden Weihnacht-Vergnügen sind in der Versammlung, sowie bei folgenden Herren zu haben: Latur, Admiralsstr. 26; Stier, Grünauerstr. 16; Claus, Solmsstr. 38, Hof 3 Tr.; bei Neumann; Dänzer, Fürststr. 19, 2 Tr.; Lerche, Fruchtstraße 52, Hof 3 Tr.; Pischholz, Ballisadenstr. 16, Hof 3 Tr.; Werlich, Adalbertstr. 16, Hof 3 Tr.

Fachverein der Fußer. Die nächste Versammlung findet am Mittwoch, den 21. d. M., Abends 8 Uhr, bei Schaffer, Inselstr. 10, statt, mit der Tagesordnung: Vortrag des Herrn B. Buchholz über „Unfallversicherungsweisen und Unfallverhütung“. Die Mitglieder werden ersucht, recht zahlreich zu erscheinen.

Fachverein der Formier und verw. Berufsgeoffen. Mitglieder-Versammlung am Sonntag, den 18. d. M., Vormittags 10 Uhr, in Hausmann's Lokal, Invalidenstr. 144. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Wendendorff „Warum denken wir und warum müssen wir denken?“ Diskussion. 2. Vorstandswahl. 3. Verschiedenes und Fragekasten. Der Wichtigkeit der Tagesordnung wegen bitten wir um recht regen Besuch. Der Vorstand. Unser Arbeitsnachweis befindet sich Ritterstraße 123 bei Sobtle, und Chausseest. 73 bei Wolf.

Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher und verwandten Berufsgeoffen Berlins. Montag, den 19. Dezember, Versammlung in Riehl's Lokal, Kommandantenstraße 71—72. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Baumgart über „Verfassung der Verbrechen im Mittelalter und die ältesten Nichtthäten Berlins“. 2. Verschiedenes. 3. Fragekasten. Zahlreiches Erscheinen notwendig.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (G. S. 29, Hamburg). Filiale Berlin l. Sonnabend, den 17. Dezember, Abends 8 1/2 Uhr, Richterfeldstr. 7/8 (Restaurant Wilhelmshöhe), Generalversammlung. 1. Neuwahl der örtlichen Verwaltung. 2. Verschiedenes. Die Mitglieder werden ersucht, ihre Beiträge für Dezember in der Versammlung zu entrichten. Die Zahlstellen bleiben bis Neujahr geschlossen. Es ist Pflicht jedes Mitgliedes, pünktlich zu erscheinen. Die Ortsverwaltung.

Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (G. S. 29, Hamburg). Filiale Berlin 5. Sonnabend, den 17. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, bei Ackermann, Lothringenstr. 81, Versammlung. Tagesordnung: Neuwahl der Verwaltung. — Sonnabend, den 24. und 31. Dezember, werden in der Zahlstelle keine Beiträge entgegengenommen. Dafür aber am dritten Feiertag, Vormittag von 10—12 Uhr, Weinmeisterstr. 6 bei Brise.

Zentral-Krankenkasse der Maurer x. (Grundstein zur Einget). Versammlung am Sonntag, den 18. Dezember, Vormittags 10 Uhr, in Schaffer's Salon, Inselstr. 10. 1. Vortrag über das Unfallversicherungsgesetz, Referent G. Pantow. 2. Wahl eines Hilfskassierers für Noabit. 3. Verschiedene Kasstangelegenheiten.

Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämtlicher Berufsgeoffen. (G. S.) Versammlung jeden dritten Sonnabend im Monat bei Bartel, Hottwellstr. 5, Abends 9 Uhr. Neue Mitglieder beiderlei Geschlechts werden aufgenommen beim Kassier M. Jettig, Teltowerstr. 45, 3 Tr.

Freireligiöse Gemeinde. Versammlung am Sonntag, den 18. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Vogt über: „Nothwendigkeitsgesetz und Borchungsglaube.“ — Damen und Herren als Gäste willkommen.